It. coll.
85
A,41,1

It. coll. 85 A, 41, 1.

It. coll. 85, A-41, 1

<36621731530017

<36621731530017

Bayer. Staatsbibliothek

60 B

T. Speeleveldt's

Mitglieds der Zeeländischen Gesellschaft der Wissenschaften,

Briefe

über die

Insel Walcheren.

Luctor et emergo!

Aus dem Holländischen

übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet.

Weimar,

im Verlage des F. S. privil. Landes-Industrie-Comptoirs.

1810.

Bibliothek
der
neuesten und wichtigsten
Reisebeschreibungen
zur
Erweiterung der Erdkunde
nach einem
systematischen Plane bearbeitet,
und in Verbindung
mit einigen anderen Gelehrten gesammelt
und
herausgegeben
von
M. C. Sprengel,
fortgesetzt
von
T. F. Ehrmann.

Ein und vierzigster Band.

41

Weimar,
im Verlage des F. S. privil. Landes-Industrie-Comptoirs.
1810.

= Tr. 16.5.43
W. 643/17

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorbericht.

Die Insel Walcheren ist in unsern Zeiten aufs Neue durch die Wegnahme von Vlissingen durch die Britten und die übrigen Vorfälle daselbst, jedem aufmerksamen Zuschauer im großen Welttheater — und welcher denkende Mensch sollte dies jezt nicht seyn? — gewiß so merkwürdig und interessant geworden, daß jeder Beitrag zur näheren Kunde dieses bisher im Auslande nicht hinreichend bekannten Fleckchens der Erde, dem wißbegierigen Lesefreunde willkommen seyn muß; besonders wenn derselbe auch einigen Aufschluß über die erst jezt durch das

schnelle Hinsterben so vieler Engländer auffallend gewordene Ungesundheit der Luft dieser Insel mittheilt.

Diesen, so wie mehrere sehr schäzbare, interessante, unterhaltende Nachrichten über die Insel Walcheren und über die feste Seestadt Vlissingen, giebt uns das Werkchen, das hier dem teutschen Lesepublikum in teutschem Gewande vorgelegt wird, und das im J. 1808 im Haage in der Urschrift unter dem Titel:

Brieven over het Eiland *Walcheren*, van *T. Speelefeldt*, Lid van het Zeeuwsch Genootschap der Wetenschappen. Met Platen. —

erschienen ist.

Der Verfasser sagt sogleich in seinem Vorberichte, daß man in diesem Werkchen keine vollständige systematische Beschreibung der Insel Walcheren erwarten solle, indem er während seines Aufenthalts auf dieser Insel, seiner vielen Geschäfte wegen, weder Zeit noch Gelegenheit gehabt habe,

eine solche gehörig auszuarbeiten; er wolle hier bloß Bruchstücke, nämlich seine einzelnen Bemerkungen über das, was er auf Walcheren gesehen, gehört und erfahren hat, ohne bestimmte Ordnung in Briefen mittheilen, und sich der Briefform bedienen, um seinen Gedanken über mancherlei Gegenstände desto freiern Lauf lassen zu können.

Er hat Wort gehalten. Er hat sehr interessante Schilderungen, mancherlei Nachrichten, kurze Notizen, Anekdoten und andere meist sehr schätzbare Beiträge zur Kunde der Insel Walcheren und insbesondere auch über die Beschaffenheit ihres Klimas mitgetheilt, die sicher von jedem Liebhaber mit Vergnügen und Nutzen werden gelesen werden. Um von der Reichhaltigkeit dieses Werkchens überzeugt zu werden, darf man nur die Inhaltsanzeige überblicken.

Auf der andern Seite hat der Verfasser auch Wort gehalten, und seinen Gedanken oft nur einen allzufreien Lauf gelassen, so daß er beinahe zum Schwätzer geworden ist; diesem Uebel hat der teutsche

Uebersetzer dadurch abzuhelfen gesucht, daß er solche Abschweifungen, da wo sie den teutschen Lesern mißfallen konnten, abkürzte, zum Theile auch, wie es angemerkt ist, ganz wegschnitt. Von dem Uebrigen ist nichts verstümmelt worden.

Aber auch die Kupfer sind bei dieser Uebersezzung weggelassen worden, um dieselbe nicht zu vertheuern, besonders da sie ziemlich entbehrlich waren.

Der Herausgeber

T. F. Ehrmann.

Inhalt.

Erster Brief.

Name, Ursprung und Aufblühen von Vlissingen. — Karl V. . . . . S. 3

Zweiter Brief.

Die Schiffsdocke zu Vlissingen. 8

Dritter Brief.

Gebäude zu Vlissingen. — Stadthaus. — Wilhelm I. — Geschichte eines Löwen. . . . 14

Vierter Brief.

Aufschrift auf dem Middelburger Thore, und Don Pacieco. 17

Fünfter Brief.

Die Trille oder der Drehkäfig. — Der Admiral Ruiter. 23

Sechster Brief.

Wissenschaften. — Madame Wolf. — Bellamy. 25

Siebenter Brief.

Katholische Kirche. — Seedämme. 30

Achter Brief.

Der Pfahlwurm. 38

Neunter Brief.

Abnahme der Dünen. 43

Zehnter Brief.

Das Bauernturnier oder Ringelrennen. . . . 48

Eilfter Brief.

Middelburg. 6

Zwölfter Brief.

Sklavenhandel. 55

Dreizehnter Brief.

Die Grabschrift. — Die beiden Liebenden. . . 59

Vierzehnter Brief.

Westkapelle. — Domburg. 63

Fünfzehnter Brief.

Domburg und seine Alterthümer. 68

Sechszehnter Brief.

Veere. 83

Siebenzehnter Brief.

Rammekens und seine Rhede. 86

Achtzehnter Brief.

Arnemuiden. — Geschichte und Einwohner. . . 91

Neunzehnter Brief.

Kleidung der Einwohner von Arnemuiden. — St. Jooslãnd. 100

Zwanzigster Brief.

Terpen und Wieren. 102

Ein und zwanzigster Brief.

Luftbeschaffenheit. — Lebensweise. — Bäume. — . 113

Zwei und zwanzigster Brief.

Boden. — Erdfälle. — Produkte dieser Insel. . 124

Drei und zwanzigster Brief.

Einwohner. — Sitten. 131

Vier und zwanzigster Brief.

Allgemeine Bemerkungen über das Abnehmen der Dünen auf der Insel Walcheren. 133

T. Speeleveldt's

Mitglieds der Zeeländischen Gesellschaft der Wissenschaften

Briefe

über

die Insel

Walcheren.

Aus dem Holländischen.

Bayerische Staatsbibliothek München

T. Speeleveldt's

Briefe über die Insel Walcheren.

Erster Brief.

Name, Ursprung und Aufblühen von Blissingen. — Karl V.

Mein Herr!

Ohne Sie mit einer langweiligen Untersuchung über den Ursprung des Namens Blissingen zu ermüden, will ich bloß von den Flaschen sprechen, welche der heilige Willebrord hier zurücklassen mußte, als er gezwungen ward, das Land zu räumen. Von diesen merkwürdigen Flaschen, (holl. Flessen) die man als Heiligthümer verwahrte, möchte wohl die Stadt ihren Namen erhalten haben, um so mehr, da dieselbe auch eine Flasche in ihrem Wappen führt. Bei den

übrigen Ableitungen dieses Namens will ich mich nicht weiter aufhalten.

Als die Römer die Insel Walcheren beschifften, schienen sie bloß allein Domburg und Westkapelle besucht zu haben, welche damals die einzigen zum Handel tauglichen Orte waren, von wo man aus, besonders von Domburg, starken Handel nach England trieb. Damals hieng Flandern noch mit Walcheren zusammen und nach der Meinung mehrerer Schriftsteller ergoß sich damals die Schelde, mit der Maas vereinigt, in mehreren Kanälen in den Roompot und in das Meer. Die größte Tiefe dieser Flüsse muß dann auf der Nord- und Ost-Seite von Walcheren gewesen seyn, um so mehr, da ihre Gewässer sich hinreichend über die niedrigen Felder verbreiten konnten, und nicht in enge Betten beschränkt waren, weßwegen dann die Kanäle auf der Westseite keine tiefe Betten haben konnten. Middelburg muß damals bloß eine einfache Festung gewesen seyn, um die Einwohner der verschiedenen Inseln im Zaume zu halten, und Vlissingen, ein armes Dorf, lag nicht an der Mündung des Flusses, sondern unmittelbar am Meere.

Als aber endlich die zunehmende Bevölkerung die Vergrößerung des Landes beförderte, und die nachmalige Eindämmung des Flusses denselben allzusehr einengte, so suchte er sich mit Gewalt andere Oeffnungen zu seinem Durchgange, und wahrscheinlich auf diese Weise

trennte er Walcheren von Flandern und ergoß sich in die Westerschelde. Dadurch entstand die berühmte Bai, von welcher man noch jetzt die Spuren in den Buchten von Arnemuiden und Welzingen sieht, und nun lag Middelburg, sowohl für die innere, als auswärtige Schiffahrt bequem, und durch die Abnahme des Ufers mußten Domburg und Westkapelle zu Grunde gehen, und ihr Untergang das Aufblühen jener Stadt begünstigen.

Durch das Durchbrechen zwischen Nordbeveland und Walcheren veränderte sich die Gestalt von Allem wieder, und durch ein Zusammentreffen von verschiedenen Umständen wurde die vom Wasser ausgegrabene Bai in ein fruchtbares Inselchen verwandelt, und Vlissingen begonn nun eine, für den Seehandel günstige Lage zu gewinnen, welchen Vortheil jetzt Middelburg zu entbehren anfieng. Eine ausnehmend schöne Rhede hinter dem Schooneveld, auf welcher die größten Kriegsschiffe ankern konnten, eine freie Verbindung mit Flandern und zugleich mit der Nordsee, die unmittelbar mit den Gewässern zusammenhängt, welche die Mauern von Vlissingen bespülen, mußten diese Stadt, so hoch auch Middelburg aufgeblüht war, zu einem Wohlstande erheben, der mit dem dieser letztern um den Rang stritt.

Die Häringsfischerei war das erste Gewerbe, durch welches Vlissingen anfieng aufzublühen; doch er-

warb es seinen meisten Reichthum in den kummervollen, doch rühmlichen Zeiten, in welchen unser Vaterland mit einem der mächtigsten Monarchen im Kriege begriffen war. Nicht unrichtig sagt das Sprüchwort: „Es müsse ein unglückliches Land seyn, in welchem es nicht wenigstens Jemanden wohlginge!“

Die erste unserer Städte, welche Muth genug hatte, sich von Alva's Tyrannei loszureißen, war auch die erste, welche die Früchte ihres vaterländischen Freiheitseifers genoß. — Dieselbe Unwissenheit, welche den Pacieco ins Verderben brachte, da es ihm unbekannt war, daß die Stadt sich mit den Staaten von Holland vereinigt hatte, lieferte auch zwanzig reich beladene Schiffe, die aus Portugal nach Antwerpen bestimmt waren, in ihre Hände. In demselben Jahre machten die Vlissinger durch ihren Muth noch einen größeren Gewinn, indem sie eine starke Flotte besiegten, welche der Herzog von Medina-Coeli, Alva's Nachfolger, selbst aus Portugal nach Antwerpen geleitete; sie bemächtigten sich aller Kauffahrteischiffe, welche unter dem Schutze dieser Flotte segelten, machten eine Beute von 6 bis 700,000 Kronen, und richteten ein schröckliches Blutbad unter den 2000 Spanischen Soldaten an, welche sich auf dieser Flotte befanden, so daß der Herzog selbst nur mit Mühe noch entrinnen konnte.

In diesem Kriege vermehrten die Vlissinger ihre Seemacht so sehr, daß sie eine Zahl von 150 Schif-

fen auf dem Meere hatten, mit welchen sie unwiderstehlich den Feinden des Vaterlandes den größten Abbruch thaten. Das Gelingen ihrer Anschläge machte sie so kühn und übermüthig, daß sie sich sogar bis in die Stadt Antwerpen wagten, um daselbst Einwohner aufzuheben.

Vermuthlich ist auch dies die Ursache, warum die Einwohner von Vlissingen noch lange nachher diesen kriegerischen Geist beibehalten, und sich durch Kapereien berüchtigt gemacht haben, in welchen sie oft mit den Dünkirchern um den Preis des Uebermuthes und der Verwegenheit wetteiferten.

Die Dienste, welche sie, außer den für sich erworbenen Vortheilen, durch ihre Seezüge dem Vaterlande erwiesen, wurden ihnen auch noch durch Wilhelm I. mit der Ertheilung mehrerer Vorrechte belohnt. Außerdem gewann diese Stadt, besonders im vorigen Jahrhunderte, auch ungeheuer viel durch ihren lebhaften Handel mit England.

Kaiser Karl V. erkannte so gut die damalige Wichtigkeit dieses Ortes, daß er ihn den Schlüssel der Niederlande nannte; der Verlust dieses Schlüssels kam seinem bethörten, unvorsichtigen Sohne sehr theuer zu stehen. Es ist bekannt, daß noch bei Lebzeiten dieser beiden Fürsten, Vlissingen ein Schauspiel darbot, welches ganz Europa in Erstaunen setzte; nämlich ein Vater entsagte freiwillig seinem großen Reiche, um es seinem Sohne abzutreten. Der Größe der

Welt müde, nach einem thatenvollen Leben sich nach Ruhe sehnend, niedergedrückt von körperlichen Gebrechen, schiffte sich Karl V. zu Vlissingen ein, um sich auf immer in die Einsamkeit zu begraben, und noch bei seinem Leben sein Leichenfest zu begehen. Die aufrichtigen Thränen der Niederländer begleiteten ihn, als ob sie schon zum Voraus die Leiden geahnet hätten, die ihnen sein Sohn verursachen würde; diese Leiden aber waren die Grundlage zu ihrer nachmaligen Größe; denn sie führten ihre Unabhängigkeit herbei.

Zweiter Brief.

Die Schiffsdocke zu Vlissingen.

Die größte Merkwürdigkeit von Vlissingen ist die Schiffsdocke, welche sowohl in Betracht ihrer Lage, als ihrer Größe eine der schönsten in den Niederlanden ist.

Diese Docke ist in dem Jahre 1688 angelegt worden, und kann eine Flotte von 80 Kriegsschiffen fassen. Sie verdient gewiß eine kurze Beschreibung, die ich Ihnen hier davon mittheilen will.

Der neue Seehaven auf der Ostseite der Stadt erstreckt sich durch zwei große, mit Pfahlwerk und Steindämmen eingefaßte, Kanäle in das Meer hinaus; weiter läuft derselbe innerhalb der Stadt in einer Länge

von ungefähr 80 Ruthen, parallel mit den Wällen gegen Norden hin, bis zu der Seeschleuse, welche ihn von der Schiffsdocke trennt. Diese Schleuse ist sehr gut gemacht; besonders ist der Bau der Schleusenthüren wegen ihrer Festigkeit merkwürdig; auf der Seeseite sind zwei Thüren, bestimmt den Andrang des Wassers gegen die Schleuse minder gefährlich zu machen, und die Docke bei allen nöthigen Ausbesserungen sicher zu stellen. Ueberdies sind an jeder Seite der Schleuse Oeffnungen, welche sowohl, als die ganze Schleuse selbst, dazu geeignet sind, einen anhaltenden Wassererguß in dem Haven zu unterhalten, um denselben vor der Verschlämmung zu verwahren. Hinter dieser Schleuse liegt die Docke, deren größte Länge wenigstens 195 Ruthen beträgt, und gegen Nordwesten der Richtung der Wälle folgt; die größte Breite ist von 21 bis 22 Ruthen. Am Ende derselben lag ein hübsches Wäldchen, das aber seither in einen Waffenplatz verwandelt worden ist; doch ist noch der ganze Rand um die Docke her mit schönen schattigen Bäumen besetzt, welche den herrlichen Anblick, den dieselbe gewähret, noch um Vieles verschönern, da auch sehr schöne Gebäude darum her stehen. Noch prächtiger ist dieser Anblick, wenn die Docke voll großer Schiffe liegt.

In der Mitte von dieser Docke ist die sogenannte trockene Docke angebracht, wo die größten Schiffe ohne viele Mühe beschlagen und gekalfatert werden können. Diese Docke ist gänzlich verfallen, so daß man nichts mehr davon sieht, als ihre Stelle und die Schleuse

an dem südlichen Ende derselben. Die Ursache dieses Verfalles ist mir unbekannt, und ich begreife nicht, wie man einen so vortheilhaften Bau eingehen lassen konnte, da doch die Kosten seiner Unterhaltung nicht sehr beträchtlich waren. Wir wissen aus gleichzeitigen Geschichtsbüchern, wie einfach die Art war, auf welche man die Schiffe aufs Trockene brachte. Die noch vorhandene Schleuse dieser trockenen Docke dient zur Verbindung mit dem alten Haven, welcher auf der Westseite des neuen liegt, welcher sich wieder nach dem nordwestlichen Theile der Stadt wendet, und mit einem anderen Arme vier Wasserbecken bildet, in welchen Privatschiffe und kleinere Fahrzeuge ganz bequem liegen können.

Hinter dem letzten Wasserbecken des alten Havens, doch außerhalb der Stadt, liegt das sogenannte Mühlenwasser. Dies ist ein großes Becken an dem Ende des Grabens, von welchem es durch einen steinernen Damm getrennt ist. Ehemals konnte man so viel Wasser, als die Flut zuließ, in dieses Becken lassen, und dasselbe darin behalten, um zur Zeit der Ebbe in dem hinteren Ende der westlichen Docke, vermittelst einer kleinen Schleuse, die mit beiden Gemeinschaft hatte, einige Strömung zu bewirken. Seit aber die Scheidewand zwischen dem Mühlenwasser und dem Graben, nämlich der steinerne Damm vor Alter zerfallen ist, so ist dieser Wasserbehälter größtentheils, oder wohl ganz unbrauchbar geworden.

Sie ersehen aus dieser kurzen Schilderung, daß man alles gethan hat, um auf die einfachste und vernünftigste Weise, die Verschlämmung des Havens und der Docken möglichst zu verhindern; darum verschloß man die große Docke gänzlich vor dem Flutwasser, welches den Unrath herbeiführt, durch Schleusen, und diese Schleusen dienten zugleich dazu, nach Willkür Wasser in die große Docke zu lassen, und den neuen und alten Haven auszuspülen, wozu denn noch bei dem letzteren auch die vorgedachte kleine Schleuse und das Mühlenwasser dienten.

So sehr man auch dem Anscheine nach Alles gethan hatte, um eine Flotte sicher aufnehmen und ausbessern zu können, so hatte doch der ganze Bau mehrere Fehler, welchen man hätte abhelfen können.

Denn erstens ist die Entfernung der Schleuse, durch welche die große Docke mit dem alten Haven zusammenhängt, allzuweit von der Mündung desselben entfernt, als daß dadurch eine genugsame Strömung hervorgebracht werden könnte, und dieses Gebrechen nimmt noch durch den sich verschlimmernden Zustand dieser Schleuse, zu. Es ist derselbe Fall mit der vorgedachten kleinen Schleuse an dem Mühlenwasser; denn dieses Schleuschen ist zu klein, und noch weiter von der Mündung des Havens entfernt. Man ward dadurch veranlaßt, zu mehrmaligen Ausräumungen dieses letzteren seine Zuflucht zu nehmen. Dieser Mangel an hinreichender Strömung ist auch Ursache, daß

der Eingang in diesen alten Haven für große Schiffe zu untief und überhaupt untauglich ist, außer bei sehr hohem Wasser.

Zweitens hat selbst der neue Haven einiger Maßen diesen Fehler; denn er läuft krumm, und zieht sich eben so weit außer, als innerhalb der Stadt hin, und darum ist ebenfalls die große Schleuse zu weit von der Mündung desselben entfernt; auch bricht sich der Strom des Ausflußwassers zu sehr an den Beugungen und an den Wallspitzen, an welche er stößt. Dieses verursacht, daß der Eingang des neuen Havens auch nicht so gut ist, als er seyn könnte. Doch hilft man diesem Uebel durch ein einfaches Werkzeug ab, welches seinen Zweck ganz erfüllt; dieses besteht in einer rechtwinklichten länglichten Fähre, an welcher zwei Stöcke befestigt sind, an die eine mit eisernen Zacken beschlagene Walze angehängt ist, die vermittelst eines Taues, welches um einen Zugbalken mitten auf der Fähre läuft, ganz leicht auf den Boden des Wassers hinabgelassen werden kann. Zu beiden Seiten der Fähre ist ein Flügel oder Ruder, das sich an Handhaben bewegt; diese Flügel fangen das Wasser auf, wann die Strömung aus der Schleuse kömmt, treiben das Werkzeug mit Gewalt auf den verschlämmten Boden des Havens hin, und jagen den Sand, indem sie ihn aufrühren, in das Meer hinaus.

Drittens ist als ein Fehler anzumerken, daß das Schiffswerft, welches quer oberhalb des Havens liegt,

wegen des Raums keine genugsame Breite hat, weswegen es auch dem Ablaufen großer Schiffe an hinreichendem Platze fehlt. Man ist darum genöthigt gewesen, dem Abhange eine allzu große Schiefe zu geben. Das Werft selbst ist für Schiffe von erstem Range nicht geräumig genug.

Endlich ist auch die große Docke selbst, wegen ihrer krummen Beugung in die Stadt hinein, so wie die Schleuse zwar gar wohl vor feindlichen Flotten gedeckt; dagegen sind aber das Magazin und die übrigen Gebäude an dem Ufer hin den feindlichen Anfällen desto mehr blöß gestellt. In eben diesem Falle sind dann auch die am Strande liegenden Schiffe. Die Sicherheit des Schiffsbaues hätte es jedoch erfordert, daß man das Schiffswerft in dem hintersten Theile der Docke angebracht hätte, wo man auch den Schiffen einen bequemern Ablauf hätte verschaffen können.

Allen diesen Fehlern könnte man noch jetzt sehr leicht abhelfen; doch ist die Frage, ob daraus auch auf die Dauer, bei der Beschaffenheit der Rhede von Vlissingen, ein wirklicher Vortheil zu erwarten wäre.

Dritter Brief.

Gebäude zu Vlissingen. — Stadthaus. — Wilhelm I. Geschichte eines Löwen.

Ich will hier nicht eine trockene unnütze Beschreibung aller Gebäude dieser Stadt mittheilen; denn hier ist keines, außer dem Landesmagazine so merkwürdig, wie das Stadthaus, welches auf dem Marktplatze einen sehr schönen Anblick gewährt. Es ist bekannt, daß das Stadthaus zu Antwerpen nach dem Modelle von diesem erbaut worden ist; auch sind Abbildungen von demselben erschienen.

Was mir noch merkwürdiger schien, als das Gebäude selbst, dies ist der Harnisch und das Schwert des Pacieco, welches hier zum ewigen Andenken jener stürmischen Zeiten aufbewahrt wird, in welchen derselbe der Rache des Volkes aufgeopfert wurde.

Mit Vergnügen sah ich auch auf dem Stadthause das Bildniß Wilhelm's I., als eines der vormaligen Herren von Vlissingen, und mit Wehmuth erinnerte ich mich seines traurigen Endes, da seine grossen Eigenschaften ihn eines glücklicheren Schicksals würdig gemacht hatten.

Wie interessant muß uns nicht in der That ein Mann erscheinen, der selbst als ein Landesverwiesener, sein ganzes Leben rastlos dazu anwandte, ein unter-

drücktes Volk allein durch seine Klugheit zu unterstüz-zen, und seinen Feinden gefährlicher wurde, als wenn er an der Spitze eines Kriegsheeres gestanden hätte. Man erinnert sich bei dem Anblicke seines Bildes so-wohl seiner eigenen traurigen Schicksale, als auch der rühmlichen Begebenheiten eines Volkes, an welches er eben so sehr durch seine eigenen Leiden, als durch sein Herz gefesselt war. Seine Standhaftigkeit, seine anhaltende Geduld, sein kluges Betragen, womit er, ohne selbst Militär zu seyn, den größten Kriegshelden seines Zeitalters zu ermüden und in den verzweifeltsten Augenblicken den niedergeschlagenen Geist des Volkes aufzurichten wußte, scheinen zu beweisen, daß er für die traurigen Umstände geboren war, in welchen sich damals sein angenommenes Vaterland befand. Gewiß hatte er damals keinen anderen Zufluchtsort, außer den Niederlanden; gewiß bezweckte es sein Ehrgeiz, mit der Größe des Volkes auch seine eigene Größe zu befestigen; aber diese Größe suchte er bloß in dem Glücke des Volkes, das alle seine Hoffnungen auf ihn setzte. Er bedachte sich nicht, sich selbst zu vergessen, um sich zur Erhaltung des gemeinen Besten fremdem Ansehen zu unterwerfen. Wer erinnert sich nicht mit Dankbarkeit des Rathes, welchen er gab, als Frankreich und England uns ihren Beistand entzogen: in einem anderen Erdtheile einen Zufluchtsort zu suchen? Ein Mann, der so dachte und handelte, war seiner Größe würdig, und sein Bild verdient neben dem des Themistokles aufgestellt zu werden.

Wenden wir unsere Blicke von dem Bilde seines Nachfolgers weg. Sein Gesicht entdeckt uns den erfahrenen Helden, der auch abwesend Festungen vertheidigte; aber sein Bild scheint auf Barneveld's blutigem Kopfe zu ruhen, welchem er allein seine Größe zu danken hatte.

Auf dem Stadthause befindet sich noch ein anderes Gemälde, dessen einziger Werth in der Geschichte besteht, durch die es veranlaßt worden ist.

Diese Geschichte ist merkwürdig genug, daß sie Ihnen hier erzählt zu werden verdient. Man hatte nämlich einen jungen Löwen nach Vlissingen gebracht, den man zahm zu machen hoffte. Man schloß ihn zu dem Ende in ein starkes hölzernes Gittergefängniß ein, das man aufs beste verwahret hatte, und zog ihn auf. Es gelang aber nicht, ihn zahm zu machen; denn als er erwachsen war, und sich stark genug fühlte, wandte er alle seine Löwenkraft an, um sich in Freiheit zu setzen; er zerbrach die eiserne Kette, an welcher er in seinem Stalle befestigt war, und begann schon das hölzerne Gitter zu durchbrechen, das ihn einschloß. Hier war nun guter Rath theuer. Niemand durfte sich an das wütende Thier wagen. Man kam daher auf den Einfall, einen jungen Hund mit starkem Gifte zu tödten, und denselben dem Löwen vorzuwerfen, welcher über dieser unerwarteten Beute, seine Bemühung, sich in Freiheit zu setzen vergaß, den

Hund aufzehrte, und bald hernach starb. So opfert man den Kleinen auf, um den Großen zu bestrafen.

Außer dem Stadthause giebt es in dieser Stadt noch verschiedene hübsche Privathäuser zu bemerken, unter welchen das des Herrn van Doorn sich besonders auszeichnet. Noch muß ich anmerken, daß man an vielen Häusern alte Steine eingemauert sieht, in welche Figuren, Verse und Sprüche ausgehauen sind; ein Beweis von dem sonderbaren Geschmacke unserer Vorfahren. Ich will Ihnen einen von diesen Versen, der mir besonders auffiel, hier beischreiben:

Het doet veele menschen groote pine
Als zij de zon in't water zien schine.

Das heißt:

Es macht vielen Menschen große Pein
Zu sehen im Wasser den Sonnenschein.

Ein Beweis, daß auch damals schon Mißgunst und Neid auf der Erde herrschte! —

Vierter Brief.

Aufschrift auf dem Middelburgischen Thore, und Don Paciece.

Ueber dem Middelburger Thore, das jedoch diesen Namen mit Unrecht führt, weil die Hauptstraße,

die nach Middelburg geht, sich durch Rammekens Thor hinzieht, sieht man einige beinahe ausgelöschte goldene Buchstaben, welche eine Inschrift bildeten, die hier erwähnt zu werden verdient, weil sie den alten Einwohnern von Vlissingen zur Ehre gereichte.

Nach dem Verluste, welchen der Herzog von Alva in dem Briel erlitten hatte, dachte er darauf, sich vor einem ähnlichen Zufalle in Vlissingen zu verwahren. Zu dem Ende ließ er das Kastell eiligst zu Stande bringen, welches ebensowohl die Bürger im Zaume halten, als einen äußeren Feind zurückzutreiben im Stande seyn sollte, und wozu er schon vorher den Grund gelegt hatte, auf dem Platze, wo jetzt das Schiffswerft ist. Schon längst hatten die Bürger die Anlegung dieses Kastells mit Mißvergnügen gesehen; aber ihre Unzufriedenheit darüber vermehrte sich noch, als sie hörten, daß eine starke Spanische Besatzung hineingelegt werden sollte.

Gerade in dem günstigsten Augenblicke war Herr Jan van Cuik als Abgesandter des Prinzen von Oranien in der Stadt angekommen, und dieser unterließ nun nicht, das glimmende Feuer des Mißvergnügens zur hellen Flamme anzufachen. Er schilderte mit lebhaften Farben die Gewalthätigkeiten des Herzogs von Alva, und seinen Zweck, die Niederländer aufs Tiefste herab zu würdigen, indem er ihnen alle Mittel entriß, sich ihm ferner zu widersetzen. Er rief die Vlissinger deswegen auf, die Spanier

nicht einzulassen, die man zur Verstärkung der Besazzung erwartete, und machte ihnen Hoffnung auf den Beistand des Prinzen von Oranien.

Dadurch aufgemuntert und angereizt machten die Einwohner von Blissingen den Anfang damit, daß sie die schwache Spanische Besatzung in dem Kastelle, welche aus Wallonen bestand, verjagten. Dieses geschah den zweiten April 1572, und an demselben Tage erschienen auch die neu ankommenden Spanier vor der Mündung des Havens. Das Schrecken und die Furcht vor der Strafe befiel nun die Einwohner. Der Herr van Cuik bestach nun einen Kerl, der eine Kanone von dem Walle auf die Spanier abfeuerte. Die Schiffe entfernten sich hierauf sogleich, ohne weiter etwas gegen die Stadt zu unternehmen, und fuhren nach Middelburg.

So bald der Gouverneur von Zeeland von dem Abfalle der Blissinger benachrichtiget wurde, eilte er selbst zu ihnen hin, und wandte vergebens zuerst Ermahnungen und dann Drohungen an, um sie wieder unter die Herrschaft seines Königs zurück zu bringen; aber er selbst entkam nicht ohne Gefahr der Wut des aufgebrachten Volkes. Die Blissinger blieben jedoch nicht hiebei stehen. Sie ließen sogleich mit dem Bau des Kastells einhalten, und gebrauchten die Arbeitsleute und Baumaterialien zur mehreren Befestigung der Stadtthore. Mit unbeschreiblicher Geschwindigkeit wurde nun der Erdwall des Kastells geschleift.

In diesem unglücklichen Augenblicke, wo die, durch lange Leiden niedergedrückten Gemüther plötzlich alle ihre Strebekraft wieder erhalten hatten, und nun aufs Aeußerste gebracht waren, erschien der Kriegsbaumeister Don Pedro Pacieco vor dem Haven, indem er den Auftrag hatte, die Aufsicht über die Vollendung des Festungsbaues des Kastells zu führen; da er nicht anders glaubte, als eine Spanische Besatzung hier zu finden, so nahm er weiter keine Maßregeln zu seiner Sicherheit. Die Vlissinger störten ihn auch nicht in diesem Wahne; sie ließen ihn mit einigen Leuten seines Gefolges ruhig ans Land treten; aber sogleich fielen sie über ihn her, und nahmen ihn gefangen. Er wußte nicht, was dies bedeuten sollte, denn er war noch immer der Meinung, die Spanier seyen Herren der Stadt, und stellte sich sehr ungebärdig. Das Volk beantwortete alle seine Reden und Fragen nur mit Beschimpfungen. Niemand verstand seine Sprache, weil er Spanisch redete, und der allgemeine Ruf ertönte: „Hängt den Kameraden auf, was laßt ihr ihn denn noch lange schwatzen!" —

Man warf ihn hierauf in einen engen Kerker, in einen stinkenden Keller unter dem alten Stadthause, und in Eile machte man seine Anklage, und sprach sein Urtheil. Man warf ihm vor, er habe bei seiner Gefangennehmung ein Verzeichniß von Bürgern der Stadt, welche der Grausamkeit des Herzogs von Alva aufgeopfert werden sollten, bei sich gehabt und zerrissen; man beschuldigte ihn, er habe, als er das Kom-

mando zu Deventer führte, die Töchter rechtschaffener Bürger entehrt, und mehrere bürgerliche Hauptleute derselben Stadt vor dem Stadthause aufhängen lassen, und zum Hauptvorwurfe machte man es ihm, daß er ein Sohn des Herzogs von Alva sey.

Als Pacieco bemerkte, in welcher Gefahr er schwebe, bot er eine beträchtliche Summe als sein Lösegeld an; aber man achtete nicht darauf. Wilhelm van Treslong, welcher erst kürzlich mit Verstärkungstruppen in die Stadt gekommen war, wollte durchaus an ihm den Tod des Johann van Treslong rächen, welchen Alva hatte umbringen lassen. — Man führte hierauf den Verbrecher auf den Richtplatz, wo er, nebst zwei jungen Edelleuten, die in seinem Gefolge waren, aufgehängt wurde.

Er gebärdete sich sehr übel, als er zum Richtplatze geführt wurde, und tobte gewaltig, daß er eines so schmählichen Todes sterben sollte, indem er schrie, man solle ihn als Edelmann mit dem Schwerte hinrichten. Einer aus dem Haufen, der seinen Degen trug, glaubte, er spreche von diesem, und rief ihm zu: „Steigt nur ruhig die Leiter hinauf, Signor, ich will Euren Degen gut aufheben." —

Nachdem es nun so weit auf das Aeußerste gekommen war, blieb den Vlissingern keine Gnade zu hoffen mehr übrig; sie boten daher alle ihre Kräfte auf, um den Spaniern allen möglichen Abbruch zu thun, und schlugen sich sowohl zu Wasser als zu Lande

verzweifelt mit ihnen herum, so daß sie ihnen den empfindlichsten Schaden beifügten. Man muß gestehen, daß dieser Krieg mit wilder Wut und Grausamkeit geführt wurde; aber Alba hatte durch seine früheren Gräuelthaten zuerst den Ton dazu angegeben. Er betrachtete die Holländer nur als ruchlose Rebellen und Heiligenschänder, welchen keine andere Wahl mehr übrig blieb, als die, zwischen dem Tode und der Sklaverei. Darum wurde auch dieser Krieg von beiden Seiten mit der wütendsten Erbitterung geführt.

Zum ewigen Andenken dieser Vorfälle, wobei sich Vlissingen, als die erste Stadt, welche das drükkende Joch abgeschüttelt, ausgezeichnet hatte, ließen die Einwohner über das Thor, durch welches die Wallonen verjagt worden waren, folgende lateinische Aufschrift setzen:

S. P. Q. F. Hanc portam, quae prima portarum omnium Belgicarum servituti aditum clausit, libertati aperuit, instaur. Coss. Apollon. Ingelsen. et Johan. Cardon. 1669.

Diese Aufschrift würde jedoch nicht mehr bekannt seyn, weil sie bereits ganz unleserlich geworden ist, wenn nicht frühere Schriftsteller sie uns aufbewahret hätten.

Fünfter Brief.

Die Trille oder der Drehkäfig. — Der Admiral Ruiter.

So eben bin ich Zeuge von einer sonderbaren Bestrafung gewesen, welche mir sehr widersinnig zu seyn schien.

An einer von den Ecken des Rathhauses unter dem Giebel erblickt man einen großen eisernen vergitterten Bauer oder Käfig, welcher auf einer Spindel ruhet, und durch ein Räderwerk im Innern des Gebäudes umgedreht wird. Ich wußte nicht, wozu diese Maschine dienen sollte.

Als ich gestern Mittag über den Markt gieng, sah ich hier einen Zusammenlauf von Menschen, den ich mir nicht erklären konnte. Ich dachte, es würde hier ein fröhliches Fest gefeiert; denn es herrschte hier allgemeine Lustigkeit, und alle Fenster der Häuser umher waren mit neugierigen Herren und Damen besetzt. Ich fragte nach der Ursache. Man sagte mir, es sollten hier Weiber gedreht oder getrillt werden. Ich begriff nicht, was dies seyn sollte; als ich ein frisches munteres junges Weib mit niedergeschlagenen Augen, von einem Gerichtsdiener geführt, das Treppchen an der Trille hinaufsteigen, und in die Trille hinein gehen sah, wo sie auf einen eisernen Stuhl gesetzt, auf demselben angeschlossen, und sodann auf das allerschönste herumgedreht wurde.

Nachdem sie mehrere Male herumgetrillt worden war, kam ein anderes älteres Weib an ihre Stelle, die noch weit stärker getrillt, und dadurch zu einem heftigen Erbrechen genörhigt wurde. Eine dritte wurde als die strafbarste noch weit heftiger gemißhandelt, so daß sie am Ende hinstürzte, und einen Arm zerbrach. Diese Verbrecherinnen waren, wie man mir sagte, Hökenweiber, welche im Maaße betrogen hatten. Ich wandte meine Blicke von dieser gräßlichen Szene weg, und gieng fort, indem ich mancherlei Gedanken über diesen Vorfall anstellte. *) — —

In der Geschäftskammer des Seewesens sah ich das Bild unsers größten Seehelden Ruiters. Mit stiller Andacht betrachtete ich das erhabene Angesicht des großen Mannes, aus welchem sein männlicher edler Geist und seine reine Seele hervorleuchtet. Mit eben derselben Ehrerbietung stand ich da, als ob er persönlich gegenwärtig gewesen wäre. Seine Augen schienen mir jedoch etwas düster zu seyn. Vermuthlich dachte er damals an die Feinde seines Vaterlandes, oder an die Mörder der de Witten. **) —

*) Die sehr weitläuftigen, sechs Seiten des Originals einnehmenden Herzensergießungen unseres Verf. über diese barbarische Strafe, sind hier, in der Hoffnung, daß unsere Leser nicht darüber zürnen werden, absichtlich weggelassen worden. Solche Trillen und ähnliche barbarische Strafen waren auch anderswo üblich, sind aber meist abgeschafft.

D. Uebers.

**) Der Verf. theilt hiebei eine kurze Biographie dieses

Dieses Bild soll auch das beste seyn, das man von diesem Helden hat.

Sechster Brief.

Wissenschaften. — Madame Wolf. — Bellamy.

Ohne Zweifel haben Sie, mein Herr, schon mehrere Bände der Schriften der Zeeländischen Gesellschaft der Wissenschaften in Händen gehabt, und haben auf ihrem Titel gelesen: Zeeländische Gesellschaft der Wissenschaften zu Vlissingen. Sie müssen aber deshalb nicht glauben, daß diese Gesellschaft zu Vlissingen wirklich ihren Sitz habe; denn schon seit geraumer Zeit hat sich dieselbe nach Middelburg verpflanzt, welcher Ort dazu auch tauglicher ist. Die Wissenschaften blühen hier nicht; doch ist die Loge der Freimaurer sehr glänzend.

Unter den Merkwürdigkeiten des Kabinets der Zeeländischen Gesellschaft befindet sich auch eine sehr wohl erhaltene Aegyptische Mumie, welche mit der ganzen Sammlung nach Middelburg gewandert ist. — Doch, was gehen Aegyptische Mumien und merkwürdige Naturseltenheiten Handelsleute, wie die Vlissin-

Helden im Posaunentone mit; sie ist in dieser Uebersetzung, als nicht hieher gehörig, weggelassen worden.

D. Ueb.

ger, an, welche nur auf ihr Verkehr und ihren Gelderwerb zu denken haben? — Die Wissenschaften lieben Stille und Ruhe; ein See- und Handelsplatz ist kein tauglicher Sitz für dieselben. — Die Stadt Vlissingen bedarf der Wissenschaften nicht, um sich einen Ruhm zu erwerben, den sie schon durch die erwähnten Thaten sich gesichert hat. Wenn diese Stadt schon nicht der Geburtsort großer Gelehrten ist, so ist sie doch der mehrerer unserer berühmten Seehelden.

Dennoch haben die Wissenschaften auch in Vlissingen nicht geschlummert, und auch hier sind gute Köpfe erzeugt worden. Hieher gehöret vorzüglich eine der ausgezeichnetsten Frauen unserer Zeit, und ein vielbelobter Musensohn. Von diesen beiden will ich hier noch Einiges sprechen.

Zuerst muß ich der Madame Wolf gedenken, welche den Satz Lügen strafte, daß zwei gelehrte Frauenzimmer nicht Freundinnen seyn können; denn sie hatte ihr Leben hindurch und bis zu ihrem Tode eine Frauensperson zur Freundin und Gehülfin in ihren schriftstellerischen Arbeiten.

Sie hatte, was wohl selten ist, Alles ihrem eigenen Nachdenken zu danken. Wie unnachahmlich schön und wahrhaft schilderte sie mit ihrer Freundin, sowohl die häuslichen Sitten der Weiber überhaupt, als die Sitten ihrer Vaterlandsgenossen insbesondere. Wie naif wußten sie nicht Kleinigkeiten geltend zu machen,

deren Darstellung in der Feder eines anderen Schriftstellers unerträglich gewesen wäre. — Ihre Charakterschilderungen sind, wenn Sie wollen, eintönig, ich gebe es zu; aber in Abraham Blankaard haben sie uns das Porträt eines ächten alten Holländers ungemein treffend dargestellt; so wie auch in Lottchen Roulin sich einem Richardson genähert, ohne in dessen Fehler zu verfallen. Besonders haben sich diese beide Schriftstellerinnen durch die treffenden Schilderungen von listigen Betrügern und Häuchlern unvergängliche Ehrensäulen errichtet.

Was etwa den Ruf der Madame Wolf verdunkeln könnte, ist das Bestreben, das sie zuweilen äusserte, eine Rolle zu spielen, die nicht die ihrige war. Nämlich, sie wollte nach dem Beispiele einer Frau, die sie jedoch weit übertraf, die Philosophin machen. —

Wir wollen nun von dem gedachten Musensohne sprechen; nämlich von Bellamy, der mit einer lebhaften feurigen Einbildungskraft, einem Herzen voll der edelsten Gefühle, und einem Geiste, der alles Erhabene zu fassen fähig war, geboren wurde. So entstand selbst in dieser kalten, feuchten, nebligen Gegend ein wahres Feuergenie.

Hätte ihn das Schicksal an der Quelle der Vaucluse geboren werden lassen, und wäre er melancholisch genug gewesen, den Tod einer Geliebten trostlos zu betrauern, so würde gewiß der Zeeländische Petrarcha den Italienischen übertroffen haben.

Er war zwar zuweilen sich selbst ungleich; eben dieses war ja aber auch der Sänger der Laura. — Bellamy findet seine Entschuldigung in seinem Zeitalter, in den Umständen, in welchen er lebte, in dem Mangel eines Aristarchs, und in zeitlichen Widerwärtigkeiten, welche die Gemüthsruhe stören. Der Dichter muß mehr, als ein anderer Mensch, verliebt seyn, aber auch unbekümmert leben; keine Nahrungssorge soll den Aufflug seines Geistes lähmen.

In seinem letzten Gedichte sagt er:

Ook de Stormen van dit leven
Hebben mij om't hoofd geloeid!
'k heb wel eens met heete tranen,
Ook mijn bete broods besproeid!

Das heißt:

Auch die Stürme dieses Lebens
Haben mir ums Haupt gebrüllt;
Ich hab' auch mit heißen Thränen
Einst mein Stückchen Brod benetzt.

Wie rührend besang er jedoch seine Phillis, wie treffend schilderte er ihre Reize; wie zärtlich und mit wie viel Feinheit im Ausdrucke malte er, in dem Taumel seiner Liebe, das Feuer seiner Küsse, und die Glut, die ihn verzehrte, die Ehrfurcht, die ihn zurückhielt, und die Tugend seiner Geliebten. Die Liebe selbst flößte ihm dieses Gefühl ein, und eine Laura hätte auf den Besitz eines solchen Herzens stolz seyn

dürfen. Wie einfach schön drückt er die Traurigkeit in seiner gefühlvollen Romanze Dorinde aus:

Doch 'k zal niet lang alleen meer zijn!
  Mijn leed is haast gedaan!
Dan zal ik naast mijn Jongeling,
  Voor God en de Englen staan!
Mijn Moeder zucht, en treurt, en schreit,
  Als zij mijn droefheid ziet,
Dit grieft mij! — Maar! mijn lieve God!
  Mis ik mijn *Damon* niet?

Das heißt:

Doch werd' ich nicht lang allein mehr seyn;
  Meine Trauer ist bald vorbei.
Dann werd' ich zunächst bei meinem Jüngling
  Vor Gott und den Engeln stehen!
Meine Mutter seufzt und trauert und weint
  Wann sie meine Trauer sieht;
Dies schmerzt mich, doch mein lieber Gott,
  Miß ich meinen Damon nicht? *)

Wie schön und kräftig schildert er nicht Julien's Verirrung, und sucht sie wieder auf den Pfad der Tugend zurück zu führen. Wenn auch seine Leier einen leichteren Ton annimmt, wie nahe kommt er da nicht dem Anakreon! —

*) Unsere Leser belieben nun selbst hierüber zu urtheilen.
D. Uebers.

Er war einer von den wenigen Dichtern, welche zärtliche Gefühle ausdrücken, ohne dabei in Uebertreibung zu fallen, und welcher nicht mit vielen Worten wenig sagte. Sein Ton war eben so sehr zum Kraftvollen, als zum Zärtlichen gestimmt; oft ist er auch wirklich tiefsinnig und erhaben. Zwar besitzen seine vaterländischen Gesänge wenig anderes Verdienst, als das, welches sie von den ungestümen Zeiten erhielten, in welchen sie gedichtet wurden; doch sind auch mehrere darunter, welche immer einen poetischen Werth behalten werden. Es ist nur Schade, daß er zu frühe starb, um seinen Ruhm vollenden zu können.

Laßt uns einen Schleier über seine Verirrungen werfen! Sein Herz war gut; aber er war unglücklich in seinem Leben.

Siebenter Brief.

Katholische Kirche. — Seedämme.

Auch hier sieht man die schönen Früchte der Religionsduldung, nicht einer erniedrigenden Toleranz, sondern einer billigen Gleichheit in gottesdienstlichen Vorrechten. Die Katholiken haben sich eine Kirche erbaut, welche im Beiseyn der öffentlichen Beamten von allen Religionen feierlich eingeweiht worden ist.

Das Merkwürdigste an dem Baue dieser Kirche ist die in Stein ausgehauene Ueberschrift über der Hauptthüre:

Soli Deo consecratum.

Wo findet man in ganz Frankreich eine ähnliche Aufschrift über einer Kirche? *) — —

Es ist bekannt, daß die Insel Walcheren durch ihr Vorspringen einen kleinen Winkel mit den Küsten von Frankreich bildet, und deswegen einem heftigen Andrange der Nordsee zu widerstehen hat. Dieser Andrang ist um so gefährlicher, da das Land im Ganzen kaum acht Fuß über den Spiegel des Meeres, wann dieses niedrig steht, erhaben liegt, und wann dann dasselbe bei den gewöhnlichen Fluten 12 bis 14 Fuß hoch steigt, so liegt die Oberfläche der Insel beinahe sechs Fuß, ja an einigen Stellen noch tiefer unter dem Wasser.

Die menschliche Habsucht hat hier wieder der Weisheit vorgegriffen, indem man, statt die Zeit abzuwarten, welche die Natur dazu bestimmt hatte, die Zeeländischen Inseln durch Anschwemmung vollends

*) Voltaire ließ über die Kirche, die er in seinem Ferney erbaute, die Aufschrift setzen: *Deo erexit Voltaire.* — Was nun unser Verf. weiter auf 2½ Seiten über die Gottesverehrung schwazt, ist meist zu trivial, um hier eine Stelle zu verdienen.

D. Ueb.

auszubilden, ihnen die erforderliche Höhe und einen nicht minder fruchtbaren Boden, als den gegenwärtigen, zu geben, ist man ihr durch Eindämmungen zuvor gekommen. Es hat mit den Zeeländischen Inseln ungefähr dieselbe Bewandniß, wie mit dem Delta in Aegypten, welches ebenfalls durch Anschwemmung entstanden ist; doch dort erhöhet sich die allerfruchtbarste Gegend noch immer mehr, da man der Natur nicht vorgegriffen, noch den Nil allzu sehr eingeengt hat.

Was hingegen die Zeeländischen Inseln betrifft, so hinderte man durch voreilige Eindämmungen die wohlthätigen Ueberschwemmungen der Schelde, welche bei ihrem Einflusse in das Meer, von dessen Fluten gehemmt, all ihren Schlamm auf dem versunkenen Lande absetzen mußte, und der tiefer als das Meer liegende fette Grund, wurde von einer fressenden Salzigkeit durchdrungen, welche die Ursache ist, daß hier die meisten Früchte geschmacklos, das Wasser untrinkbar, und die inländischen Gewässer ohne Fische sind.

Nur allein der feste, fette, thonartige Grund, aus welchem diese Insel besteht, ist es, welchem man die Fruchtbarkeit derselben zu danken hat, und welcher verhindert, daß sie nicht zu einem Salzsumpfe wird. Die Gränzen, welche sich das Meer selbst bei seiner Anschwellung zur Flutzeit gesetzt hat, um das gewonnene Land nicht wieder zu überströmen, sind so gering, daß dieselben kaum die Hälfte von dem Umfange der Insel Wal-

cheren befassen; es sind einige, an verschiedenen Stellen zerstreute, von einander getrennte Sanddünen, längs den Küsten von Vlissingen, Westkapelle und Domburg. Die größten Beschränkungen des Ozeans sind durch Menschenhände hervorgebracht worden; es sind die Bewohner einer kleinen Republik, welche seit mehr als tausend Jahren die Vermessenheit gehabt haben, dem Meere seine Beute streitig zu machen, und unaufhörlich gegen dasselbe zu kämpfen, um seine größte Gewalt zu besiegen. Ihre unermüdeten Anstrengungen haben ihnen diesen Sieg zugesichert, und hier gilt das Sprüchwort mit Recht: Luctor et emergo! —

Bloß allein durch die Dämme hat man dem Meere eine Gränze gesetzt. Der menschliche Geist hat seine Kräfte erschöpft, um die Dämme selbst zu befestigen, und die Insel durch dieselben zu sichern.

Wirklich fassen diese Dämme den ganzen Umfang der Insel ein, und schließen sich überall an die Dünen an; da aber dieselben sehr bald von dem Meere wieder weggespült seyn würden, so hat man dieselben rings um die Insel her auf ihrer Außenseite bis über die Höhe der höchsten Flut mit Steinen überkleidet, um sie haltbar zu machen.

Die Höhe der Dämme ist überhaupt rund um Vlissingen her 14 bis 15 Fuß über das gewöhnliche Wasser erhaben; ihr Abhang ist auf der Seeseite ganz sanft, und verflächt sich endlich allmälich in dem Strande. Auf der inneren oder Landseite ist der Abhang viel

steiler. Alle diese Dämme sind aus der besten und festesten Thonerde aufgeworfen.

Nicht weniger als ungefähr drei Fuß hoch über dem höchsten Seewasser beginnt, längs der ganzen Strecke des Dammes hin, das in Fächer abgetheilte Pfahlwerk, welches aus fünf, sechs bis sieben Reihen eichener Pfähle besteht, die in gleich weiter Entfernung von einander in den Abhang des Dammes eingerammt sind. Die Pfähle jeder Reihe stehen dicht an einander, sind sieben bis neun Fuß lang, und eben so viel Zoll dick; die der untersten Reihe sind die längsten. Alle diese Reihen sind durch Zangen oder Klammern mit einander verbunden, welche eben so weit von einander stehen, als die Reihen des Pfahlwerkes selbst, wodurch diese letzteren in eine unzählige Menge von Fächern vertheilt werden, die man Kästen nennt. Diese Zangen ruhen auf Stangen, welche längs dem ganzen Pfahlwerke hinlaufen, und ebenfalls wieder durch drei, vier bis fünf Pfähle unterstützt sind. Einige derselben sind mit eisernen Nägeln, andere mit hölzernen Pflöcken an die Zangen befestiget.

Alles dieses Pfahlwerk wird bloß durch eine leichte Handramme, die gewöhnlich nur von drei bis vier Männern in Bewegung gesetzt wird, eingerammt.

Wenn nun dieses Pfahlwerk in der ganzen Strecke des Dammes fertig gemacht ist, so deckt man den Grund zwischen allen Fächern mit Reißholz, das geflochten und mit Pfählen befestigt wird, damit das

Seewasser den Grund unterhalb diesem Faschinenwerke nicht wegspülen kann. Darauf werden alle Fächer in der Höhe von etwas mehr als zwei Fuß mit Steinen angefüllt, welche von Vilvoorden oder Doornik gebracht werden.

Diese Steinlagen erstrecken sich noch einige Ruthen weiter, als das Pfahlwerk auf den Strand hinaus, so daß die Kraft der Wellen durch dieses Mauerwerk schon geschwächt ist, ehe sie an das Pfahlwerk gelangen, und daß das Untertheil des Dammes nicht von demselben unterwühlt werden kann. Zu diesem Mauerwerke außerhalb der Verpfählung werden die größten Steine gebraucht.

Da aber die Wellen oft bis auf den Kamm des Dammes, und noch darüber schlagen, so ist der ganze Theil des Dammes oberhalb des Pfahlwerkes bis auf den Kamm desselben mit kleinen Strohbüscheln dicht an einander bedeckt, die auf dem Grunde befestigt sind. Da, wo aber der Wellenschlag allzu heftig ist, wird das Pfahlwerk bis auf den Rücken des Dammes hinauf geführt.

Bedenken Sie nun, welcher ungeheuere Aufwand von Kosten und Arbeit dazu erfordert wurde, um einen solchen Damm um den größten Theil der Insel herum zu ziehen; da die Dünen nur einen geringen Theil des Umfanges derselben einnehmen; doch ist noch ein kostspieligeres und mühsameres Werk nöthig, um die Insel für ihrem Untergange zu bewahren.

Man hat schon seit langer Zeit bemerkt, daß der Seestrand und die Dünen immer mehr abnehmen, wodurch dann auch natürlicher Weise der Damm mit der Vernichtung bedroht wird. Um diesem Unglücke zuvor zu kommen, war man genöthigt, an allen den Stellen, welche am meisten von dem Meere bestürmt werden, eine Art von Vorgebirgen oder vorspringenden Dämmen anzulegen, durch welche die Gewalt des Wogendranges gebrochen oder abgeleitet wird; die meisten dieser Vorgebirgs-Dämme strecken sich einige hundert Fuß weit in das Meer hinaus. Sie bestehen ganz aus einem dicht in einander geschlagenen Pfahlwerke, das durch Klammern unter sich verbunden, und auf dem Boden der See mit Faschinen und schweren Steinen angefüllt ist.

Die gewöhnliche Länge dieser Pfähle ist von 12 bis 20 oder 30 Fuß; sie richtet sich nach der mehr oder minder flachen oder steilen Beschaffenheit des ablaufenden Strandes. Die Stadtmauern von Vlissingen sind unmittelbar auf den Grund des Meeres gebaut, und doch sind solche vorspringende Dämme vor ihrem Haven angelegt, deren Pfähle, wie man mich versichert hat, wenigstens 60 Fuß Länge haben, und doch hat dieses nicht verhindern können, daß nicht ein Theil eines derselben plötzlich in den Abgrund gestürzt ist. Nur durch schwere Ladungen von Kalksteinen, die man immerfort zwischen das Pfahlwerk dieser Dämme versenkt, kann man dieselben noch aufrecht erhalten.

Die Zahl dieser kostbaren Vorgebirgsdämme oder künstlichen Vorgebirge rings um die Insel her ist seh beträchtlich, und wenn man dabei bedenkt, daß die vorzüglichsten der hier genannten Baumaterialien aus fremden Landschaften herbei geschafft werden müssen, z. B. das Reißholz muß aus Holländisch-Brabant oder aus Geldern herbei gebracht werden, so kann man sich einigermaßen vorstellen, wie ungeheuer hoch die Kosten der Anlegung und Erhaltung solcher Werke sich belaufen müssen. Man hat mich versichert, daß die Unterhaltungskosten jährlich 140 bis 150,000 Gulden betragen; die Besoldungen der Aufseher, Kommissarien u. s. w. nicht mit gerechnet. Diese Ausgabe wird aber noch erstaunlich vermehrt, wenn unvorhergesehene Zufälle eintreten, und außerordentliche Beschädigungen vorfallen.

Man höret auf sich über solche große Kosten zu wundern, wenn man weiß daß das Klammerwerk durchgehends alle Jahre erneuert werden muß; jedoch nur alle zwei Jahre die Faschinen frisch gelegt werden müssen, wenn anders kein Unglück sich zuträgt. Zwar halten die Pfähle eine ziemliche Anzahl von Jahren aus, doch machen die häufigen Stürme des Meeres auch oft Ausbesserungen, Erneuerungen und Verstärkungen nothwendig.

Dazu kommt noch das unvermeidliche Unheil, das der Pfahlwurm, ein kleines verächtliches Thier, das aus fremden Ländern hieher gebracht worden ist, im-

merfort anrichtet. Davon will ich in dem folgenden Briefe insbesondere sprechen.

Achter Brief.

Der Pfahlwurm.

Ohne Zweifel kennen Sie schon den Pfahlwurm, dieses elende, mit zwei Hörnern, in Gestalt von Bohrern an dem Kopfe bewaffnete Insekt, das in sehr kurzer Zeit das härteste Holz durchfrißt, und zu einem Schwamme macht. Sie wissen, daß dieses armselige Thierchen, dessen ganzer Bau nur aus einer Art von Schleim besteht, die stärksten Werke der Menschen vernichtet, und daß, als man zum erstenmale seine schröcklichen Verwüstungen entdeckte, ein großer Theil unseres Vaterlandes mit dem Untergange bedroht war. Die Kosten der Wiederausbesserung des von diesem Insekte verursachten Schadens beliefen sich wenigstens auf 1½ Millionen.

Doch nicht zuerst in den Niederlanden äußerten sich die schröcklichen Verwüstungen dieses Pfahlwurmes; sondern schon früher, nämlich im J. 1670 hatte man denselben in einigen Französischen Seehäven wahrgenommen, wo er sich außerordentlich vermehrte, und in ungeheurer Zahl in den Pfahlwerken festgesetzt hatte. — Der berühmte Seefahrer Dampier bemerkte im

Jahre 1686 diesen Pfahlwurm auch an den Schiffen bei der Insel Mindanao. Es sey nun, daß dieses schädliche Thierchen längs der Französischen und Flamändischen Küste zu uns gekommen, oder von unseren eigenen Schiffen zu uns gebracht worden ist; so bemerkte man es doch bei uns erst im J. 1714 an einem Schiffe, und im J. 1730 hatte es sich schon so stark vermehrt, daß es die Seedämme von Westfriesland so sehr durchnagen konnte, daß ein großer Theil des Landes in die dringendste Gefahr gerieth, von dem Meere überschwemmt zu werden.

Auch auf der Insel Walcheren entdeckte man zu der nämlichen Zeit diesen schädlichen Wurm, doch früher noch, als er so ungeheuern Schaden verursacht hatte, wie in vorgedachtem Lande.

L'Epie, welcher diesen Pfahlwurm genau untersucht und beschrieben hat, theilt uns eine ausführliche Nachricht von allen den Mitteln mit, welche man angewendet hat, um dieses Ungeziefer auszurotten. Seine Beschreibung ist zwar äußerst langweilig und verworren; sie verdient aber dennoch nachgelesen zu werden.

Man bemerkte, daß der Wurm niemals die Rinde des Holzes angriff. Diese Entdeckung nutzte aber nicht viel, da man keine Baumstämme mit der Rinde zu den Pfählen gebrauchen konnte. Endlich fand man, daß er sich nicht an weiß angestrichene Tonnen wagte, und man schloß daraus, daß man durch einen Ueberzug von Bleiweiß, mit beißenden oder giftigen Salben ver-

mischt, die Pfähle vor diesen Thierchen sichern könnte. Aber leider fand man nur zu bald, daß kein Firniß stark genug wäre, um das Holz gegen die ätzende Kraft des Seewassers in die Länge zu verwahren; denn nach einem oder höchstens zwei Jahren war der angestrichene Pfahl aufs neue wieder dem Wurmfraße bloßgestellt. — Sollte man auch festere und dauerhaftere Firnisse entdecken können, so würde doch der allgemeine Gebrauch derselben durch die allzugroßen Kosten unmöglich gemacht.

Man sah sich daher genöthigt, zu demselben Mittel seine Zuflucht zu nehmen, welches als das unfehlbarste und minder kostbarste bekannt, und das auch schon im J. 1720 in Frankreich angewandt und als Probe haltend erkannt war. Dieses besteht darin, daß man die Pfähle, so weit sie im Wasser stehen, dicht mit plattköpfigen eisernen Nägeln beschlägt.

Dieses ist das Mittel, das man auch in Zeeland anwendet; die Nägel werden so dicht neben einander eingeschlagen, daß der Wurm nicht dazwischen hineindringen kann, besonders wenn sie anfangen zu rosten, welches bei dem fressenden Seewasser sehr bald geschieht, und dann bildet dieser Rost, der den ganzen Pfahl überzieht, eine für den Wurm undurchdringliche Rinde.

Da dieser Wurm vorzüglich in den wärmsten Sommermonaten wütet, so hält man es für das vortheilhafteste, die Pfähle bloß im Winter oder bei windigem Wetter einzurammen, damit die Nägel Zeit ha-

ben zu rosten, ehe die Wärme eintritt, und die jungen Würmer auskriechen.

Es sey nun, daß allein diese Maaßregel, oder auch, wie es sehr wahrscheinlich ist, unser Klima, weil es für diese Würmer zu kalt ist, die große Verminderung der Zahl derselben bewirkt habe; genug, sie hat sehr abgenommen, wie man mich an mehreren Orten versichert hat. Ich selbst habe solche Pfahlwürmer in den Dämmen bei Vlissingen nicht auffinden können; auch sah ich hier Schiffe, welche schon zwei und mehrere Jahre in der Docke gelegen haben, ohne von diesem Ungeziefer angegriffen worden zu seyn; jedoch ist es sicher, daß die Beschlagung der Schiffe mit Kupfer, und das Einschieben von grauem Papier zwischen die doppelte Bekleidung derselben sie gar sehr vor dem Wurmfraße verwahret.

Der Herr de L'Epie widerspricht der Meinung, und läugnet die Möglichkeit, daß die Pfahlwürmer von der Kälte umgebracht werden, indem derselbe einige strenge Winter anführt, welche sie überstanden haben; aber ohne zu gedenken, daß die Lage von Brest nicht mit derjenigen der Niederlande verglichen werden kann, so ist es auch sicher, daß man nur, nach den Beobachtungen einer langen Reihe von Jahren, darüber urtheilen kann, und da sie nur bei Frost im Wasser sogleich sterben, so ist dies kein Beweis, daß sie nicht bei mäßigerer Kälte einen langsamen Tod ausstehen, oder doch wenigstens sehr viel leiden müssen,

wodurch in die Länge ihre Fortpflanzung gehindert wird. Da sie, wie man weiß, bloß aus warmen Gegenden zu uns gekommen sind, so ist es ein ganz natürlicher Schluß, den auch, wie man mich versichert hat, die Erfahrung bestätigt, daß die Pfahlwürmer die Kälte nicht ertragen können. Zwar ist es gewiß, daß die Zahl dieser Würmer in unseren Gegenden sehr vermindert ist, aber ganz ausgerottet sind sie nicht. Ich habe sie, wie gedacht, in der Gegend um Vlissingen nicht finden können; aber man hat mir gesagt, daß sie auf der Seite von Veere noch immer heftig wüten, und in den vorspringenden Vorgebirgsdämmen bei Westkapelle habe ich sie selbst in großer Menge gefunden. Pfähle, die zwanzig und mehrere Jahre dauern können, wurden innerhalb zwei Jahren von diesen Würmern durchgefressen und zu Grunde gerichtet, und selbst das Reißholz wurde sehr von ihnen mitgenommen. Diese ganze Stelle mußte immerfort wieder erneuert werden.

Aus diesem Allem scheint es zu erhellen, daß die Natur alle ihre Kräfte aufgeboten habe, um die Erfindungskraft, die unermüdete Arbeitsamkeit, und die Geduld der Bewohner von Zeeland auf die Probe zu stellen.

Hier ist aber der Mensch Ueberwinder geblieben; er genießt noch jetzt die Früchte der Kraftanstrengung seiner Voraltern; vier bis fünf Fuß niedriger als der Meeresspiegel liegen hier in dem engen Umfange von

vier Quadratmeilen zwei bis drei blühende Städte; der Einwohner genießt alle Erzeugnisse seines fetten Bodens, und schläft sanft und ruhig, während ein weiter und oft stürmischer Ozean über seinem Haupte brüllt. Von welchem anderen Volke auf der Erde kann man dasselbe sagen?

Neunter Brief.

Abnahme der Dünen.

Alle zur Abhaltung der Meereswellen angewandte Mittel haben jedoch nicht verhindern können, daß nicht der Strand, und sogar die Dünen abnehmen. An einigen Stellen, besonders in der Gegend zwischen Domburg und Vlissingen, ist diese Abspülung besonders merklich. Da, wo ehemals Wohnungen der Menschen standen, findet man jetzt die alten Tempel und Gräber in den Fluten des Meeres versunken. Diese Erscheinung ist der Gesellschaft der Wissenschaften nicht entgangen; sie hat Gefahren eingesehen, welche von dieser Seite der Insel drohen, und hat daher einen Preis auf die Beantwortung der Frage gesetzt: Welches wohl die Ursache dieses Uebels sey, und auf welche Weise demselben abzuhelfen wäre? — Aber bis auf den heutigen Tag ist noch keine Beantwortung auf diese Preisfrage eingelaufen.

Es scheint nichts gewisser zu seyn, als daß die Zeeländischen Inseln von dem Wasser erzeugt worden sind. Ehe die Kunst durch Dämme den Strömungen desselben den Weg verschloß, floß wahrscheinlicherweise die Schelde über dieselben hin, und erhöhete den Boden durch den Schlamm, den sie darauf absetzte; so wurde das Land bewohnbar; das Meer trat langsam zurück, und gestattete sogar den Menschen, sich außerhalb den Dünen am Ufer anzusiedeln; doch am Ende fieng das Meer wieder an, das Land, das es den Menschen eingeräumt hatte, allmälich zu untergraben. Woher kam wol dieses Widerspiel? Was waren wol die Ursachen davon? Welches mögen wol die besten Mittel seyn, um dem Meere seine Beute wieder abzunehmen? —

Bei dieser letzten Untersuchung sollte man auch besonders darauf sehen, ob nicht die künstlichen Vorgebirge, und die übrigen Werke, die man angelegt hat, um die Abnahme des Strandes zu verhindern, in anderen Richtungen hätten angelegt werden sollen, und ob nicht noch andere Mittel vorhanden wären, außer denen, die man schon angewendet hat, um diesem Uebel zu steuern. — Wenn es auch oft nicht schwer ist die Ursachen der Fehler unserer Anstalten zu entdecken, so ist doch zuweilen die Verbesserung derselben unausführbar. Ich befürchte sehr, daß dies auch hier der Fall seyn möchte.

Inzwischen ist die Gefahr wirklich größer, als man

sich gewöhnlich vorstellt. Ich selbst war Zeuge, als in dem Winter von den Jahren 1805 und 1806 bei einem heftigen Sturme, der auf der Küste von Walcheren wütete, zwischen Vlissingen und Westkapelle verschiedene Dünen bis auf sechs Fuß von dem Meere weggespült wurden, und sogar eine derselben, die 40 bis 50 Fuß hoch gewesen war, wurde bis auf die Höhe von einer Ruthe herabgesetzt.

Die Dünen sind auch hier, so wie überall anderwärts, den Verwehungen ausgesetzt. Was das Mittel betrifft, um diesem Uebel abzuhelfen, so ist mir kein anderes bekannt, das hier angewendet würde, als das Bepflanzen der Dünen mit Sandhalm, welches aber bei der großen Magerkeit derselben und der heftigen Winde nicht hinreichend ist. Es fehlt überhaupt diesen Dünen an der moosartigen Rinde, besonders an der Meerseite, welche sonst den Anhöhen am Wasser eigen ist, und sie können daher auch keine gut verbundene Oberfläche haben, selbst da, wo der Sandhalm am schönsten wächst, dessen lange und binsenartige Blätter sonst sehr geschickt sind, die Verwehungen des Sandes zu verhindern; doch hier findet man ihn nur hie und da in einzelnen Büschgen auf den Dünen zerstreut.

Von eben so wenig Nutzen scheint hier das Beflechten mit Stroh zu seyn, und vor allem die Bedekkung mit Faschinen; denn der Sand ist zu leicht und flüchtig, als daß er solchen Anlagen die hinreichende Festigkeit geben könnte, und bei den Wegspülungen

wird eines durch das andere fortgeschleppt. — Man hat noch ein anderes Mittel, wodurch man das Abspülen am Fuße der Dünen verhindert; nämlich man nimmt von dem Sande längs dem Fuße derselben bis auf eine gewisse Breite und Tiefe weg, und füllt sodann die Lücke wieder mit fester Thonerde aus, wodurch die Verwehung des Sandes doch einigermaßen verhindert wird.

Das Werkzeug, dessen man sich hierzu bedient, ist ziemlich sonderbar; es schöpft den Sand auf, und wird von einem Pferde fortgezogen; sobald es gefüllt ist, stürzt man es um, und auf diese Weise wird es ausgeleert.

Man sollte, um die Absicht der Gesellschaft zu erreichen, andere Maßregeln ergreifen, um die Küsten und die Dünen zu sichern, da die bisherigen Versuche mit der Anlegung künstlicher Vorgebirge, und der Bepflanzung der Dünen jetzt nicht wohl hinreichen. Sollte dann aber nicht der allzu große Kostenaufwand solche Mittel unanwendbar machen? — Alle Hülfsmittel, die gut sind, sind deswegen nicht immer ausführbar.

Es ist sonderbar, wie hartnäckig der Mensch oft sich mit Mühe und Arbeit überladet. Auf unserem Erdballe sind noch unermeßliche Strecken, welche bei einem gesunden, milden und schönen Klima, dem Menschen alle Wohlthaten der Natur, ohne Hinderniß, darbieten, und nur fleißige Hände erwarten, um viele Tausende sorgenfrei zu ernähren; wo weder feuerspei-

ende Berge, noch ein wildes Meer, noch gefährliche Flüsse den ruhigen Landmann bedrohen; und doch bewohnen Millionen von Menschen eine kleine Strecke Landes, die sie förmlich bewachen müssen, damit das Meer sie nicht ganz untergräbt, und sie in ein unvermeidliches Verderben stürzt. Mit dem hundertsten Theile dessen, was die Anlegung und die Unterhaltung der Dämme und Wasserwehren gekostet haben, und noch kosten, hätte man die schönste und reichste Kolonie in Neuholland oder Amerika anlegen und auf immer fest gründen können. Diese Anhänglichkeit an den väterlichen Grund und Boden sollte hier noch unbegreiflicher seyn, da die Bewahrung desselben so sehr viele Mühe, Arbeit und Sorgen erfordert, wenn nicht den Menschen eine solche Vaterlandsliebe angeboren wäre. Dies ist die Ursache, warum der Schweizer so leicht außer seinem, mit Felsengebirgen, die mit ewigem Schnee bedeckt sind, angefüllten Vaterlande, am Heimwehe stirbt, und daß der Italiener und Sizilianer ruhig auf den Leichenhügeln seiner Freunde und den Schutthaufen der, durch Erdbeben verwüsteten Städte, Trotz der Ausbrüche feuerspeiender Berge, seine Wohnungen wieder aufbaut.

Woher diese seltsame Anhänglichkeit an eine einzelne Stelle? Ist sie eine Folge der gesellschaftlichen Einrichtung, oder eine durch die Erziehung angenommene Gewohnheit? Oder ist sie bloßer Instinkt? —

Zehnter Brief.

Das Bauernturnier oder Ringelrennen.

Auf dem Platze der Flottille zu Vlissingen am Ende der Schiffsdocke ist ein langer Raum zwischen zwei Reihen von Bäumen durch Taue von dem übrigen Platze abgeschieden, und dieser ist eine oben und unten offene Rennbahn, in deren Mitte zu beiden Seiten hölzerne Pfeiler stehen, von welchen quer über ein Seil gespannt ist, an welchem ein Ring oder vielmehr ein Köcher hängt, der hin und her geschoben werden kann; in demselben steckt ein Ring mit einer Feder, welcher so eingerichtet ist, daß er hervorschießt, so wie man ihn trifft. Dieser Ring ist ungefähr so weit, wie ein kleiner Fingerring.

Bei den hier gehaltenen Ringelrennen versammelt sich eine außerordentliche Menge Menschen von allen Ständen und Alter, um die Rennbahn her. Sodann erscheinen die Bauern aus dem Gebiete der Stadt in völliger Waffenrüstung. Jeder hat einen dreifarbigen Speer in der Hand, und sitzt stolz auf seinem schweren Pferde, das in der Mähne und am Schweife mit Bändern geziert, sich schon zum Voraus der Siege seines Reuters zu freuen scheint. Dieser hat seinen Rock ausgezogen, und das Pferd ist ungesattelt. Er stellt sich sodann, wann die Reihe ihn trifft, um den Preis zu rennen, vor die Rennbahn, und zeigt dem Aufseher

die Stelle an, auf welche er mit dem Haken, den er in der Hand hat, den Köcher rücken soll, es sey in die Mitte oder zur Rechten; er faßt die Richtung desselben einige Augenblicke scharf in die Augen. Dann schwenkt er seine Waffen, reutet zwei oder drei Mal mit seinem Pferde im Kreise herum, setzt endlich demselben die Fersen in die Ribben, und jagt mit ihm, den Speer nach dem Ziele gerichtet, bis ans Ende der Rennbahn. Die Erreichung dieses Zieles ist allerdings seiner eifrigsten Bemühungen werth; denn der darauf gesetzte Preis ist eine silberne Rauchtabaksdose, eine Schnupftabaksdose, ein goldener Ring, ein silbernes Nadelbüchschen, und ein hölzerner Kochlöffel.

Le Vaillant meldet von den tapferen Huswanaern, daß sie, wenn sie nach dem Ziele schießen, sich demselben bald nähern, bald wieder davon entfernen, bald auf die Kniee niederfallen, bald wieder sich aufrichten, den Pfeil abzudrücken sich bereit machen, und dann wieder den Bogen abspannen, ehe sie es wagen dürfen, wirklich den Schuß zu thun.

Auf eine ähnliche Art betragen sich unsere Bauernritter; indem sie bald auf der einen, bald auf der anderen Seite der Rennbahn hinreuten; sich bald dem Ringe nähern, und dann wieder umkehren, bis sie endlich ihren Schluß fassen, sich fest an das Pferd anschließen, den Speer richten, und dann muthig dem Ziele entgegen reuten.

Doch fällt es ihnen sehr schwer, die angenommene Richtung zu behalten; denn die Rennbahn ist zu kurz, als daß das Pferd in einem gleichen Galoppe fortlaufen könnte, und traben mag es nicht; es galoppirt demnach mit einem ungleichen Schritte, so daß der Reuter, wegen des Hin- und Herschüttelns, keine feste Stellung halten kann, und daher oft das Ziel verfehlet.

Glückt es ihm endlich, den engen Ring mit seinem Speere wegzuheben; dann schwingt er denselben in die Höhe, und weiset ihn den Zuschauern; er schreit, alle seine Glieder zittern; seine steif ausgestreckten Beine zucken; er wirft sich vom Pferde herab, und wälzt sich im Sande. Cäsar, als er die Ebene von Pharsalus mit Leichen bedeckt fand, konnte unmöglich sich auf eine solche Art freuen!

Ein Band, gleich einem Wehrgehänge über die Schultern geworfen, ist das Zeichen von einem, oder mehreren erhaltenen Preisen; derjenige, welcher den letzten Preis gewinnt, erhält den hölzernen Kochlöffel, und wird in der Zeche frei gehalten.

Dies ist noch ein Ueberbleibsel von den Ritterspielen des Mittelalters; nur ist hier der Unterschied, daß der kostbare Ring einer schönen Dame in einen eisernen verwandelt ist, und daß, statt dieselbe mit ihren Händen den Preis den tapfersten und behendesten Rittern austheilte, so empfängt hier denselben ein Bauerntölpel von dem andern.

Doch sind noch vorzüglichere Ueberbleibsel von den alten Ritterturnieren in dem Orden von St. Joris zu Middelburg vorhanden. Es möchte aber wol schwer zu beweisen seyn, daß diese Ritter, Trotz ihrer Turniere um höhere Preise, Trotz ihrer prächtigen Aufzüge, und ihrer kostbaren Mahlzeiten, eben so lustig und vergnügt waren, als die Bauern auf der Blissinger Kirchmeß. Wenn man die Schwerfälligkeit der Pferde, den ungleichen Galopp, den sie laufen, und die Mühe in Betrachtung zieht, welche der Reiter sich geben muß, um sich fest auf dem breiten ungesattelten Gaule zu halten, so muß man gestehen, daß dieses Ringelrennen eine große Gewandtheit erfordert. Ich habe jedoch in kurzer Zeit drei Preise gewinnen sehen. —

Eilfter Brief.

Middelburg.

Der Weg von Blissingen nach Middelburg ist der angenehmste und schönste auf dieser Insel; von Stunde zu Stunde kann man sehr wohlfeil von einem Orte zum andern gelangen; doch da die Entfernung gering, die Straße schön und wohl unterhalten ist und besonders der Fußpfad zwischen schattigen Bäumen hinläuft, so machen viele Leute diesen Weg zu Fuß. Man sieht beständig eine Menge Menschen auf demselben hin

und her gehen; auch ist derselbe der vorzüglichste Spaziergang der Bewohner von Middelburg und Vlissingen, und im Sommer, besonders an den Sonntagen, ist der Zusammenlauf in den Wirthshäusern, die an dieser Straße stehen, ungemein groß.

Wenn man auf diesem Wege unter der doppelten Reihe von Bäumen, und längs der hie und da zerstreuten Lusthäuser vorbei geht, so kommt man auf einem Seitenwege zu dem sogenannten Spanierloche, das diesen Namen von einem kleinen Siege erhalten hat, den vormals die Niederländer über die Spanier erfochten haben. Man sagt, die umgekommenen Feinde seyen in diesem Loche begraben worden; es ist ein kleiner Teich, der mit Wasser angefüllt ist.

Weiterhin kommt man nach Oost-Souburg, von welchem Orte ich Ihnen nichts Merkwürdigeres zu sagen habe, als daß hier vor Zeiten die Kauchen gewohnt haben, und man glaubt, daß der heutige Name dieses Ortes von Kauchenburg abstammt. Noch muß ich dabei erinnern, daß hier alljährlich das vorzüglichste Ringelrennen der Bauern gehalten wird, von welcher Lustbarkeit ich schon gesprochen habe, welches von einer zahlreichen Menge Zuschauer aus der ganzen Insel besucht wird.

Oost-Souburg hat diesen Namen zum Unterschiede von West-Souburg, wo man noch das alte Schloß findet, das Philipp van Marnix bewohnt hat, der sowohl mit seinem Scharfsinne, als mit

seinem Arme dem Vaterlande gedient hat. Zu seinem Lobe bedarf ich nichts weiter beizufügen, als daß er Wilhelm's I. rechte Hand war.

Endlich stellt sich den Blicken des Reisenden die Stadt Middelburg dar, deren Lage und äußeres Ansehen sehr hübsch ist; ihre mit Bäumen bepflanzten Wälle und breiten Gräben verschönern ihren Anblick von außen her. Vor Zeiten mag diese Stadt wohl für eine Festung gegolten haben; aber heut zu Tage ist sie es nicht mehr.

Ehe man zu dem Thore hinein kommt, sieht man die niedrige Wohnung der Abkömmlinge von Everzen, deren Geschlecht, so wie das von Ruiter von Vlissingen abstammte.

Middelburg ist nicht allein die beste Stadt in Zeeland, sondern konnte auch vor Zeiten in Rücksicht der Schönheit, Reinlichkeit, des Reichthums und der Größe mit unseren besten Städten verglichen werden. Die Stadt ist sehr gut gebaut, und das sogenannte Mühlwasser bildet einen geräumigen und sehr schönen Spazierplatz innerhalb der Wälle, welcher lebhafter ist, als der sogenannte Vyverberg (Teichberg) in dem Haag.

Middelburg ist nicht nur durch die Zeitumstände, sondern auch durch die unvortheilhafte, jetzt so sehr veränderte Lage größtentheils sehr herabgekommen. Die Stadt ist durch den Anwachs von St. Joostland zu weit Land einwärts gekommen, und da der Haven keinen hinreichenden Schutz gegen die Anschwem-

mungen des Meeres hat, und zu lang ist, als daß man hier durch künstliche Mittel abhelfen könnte, so kann man die Verschlämmung desselben nicht mehr hindern. Derselbe Platz, welcher vormals die größten Schiffe von Osten und Westen aufnahm, muß nun das letzte für die Holländische Kompagnie in einer verschlämmten Docke verfaulen sehen. So unsicher ist das immer wechselnde Glück!

Dieser Umstand verursacht auch noch überdies, daß Middelburg ein minder gesunder Aufenthalt ist, als Vlissingen; welche letzt genannte Stadt im Sommer den schädlichen Ausdünstungen ausgetrockneter Kanäle weniger ausgesetzt ist, und eine kühlere und reinere Seeluft genießt.

Da ich nicht Willens bin, Ihnen Städte weitläuftig zu schildern, von welchen wir ausführliche Beschreibungen haben, so will ich auch nur einige Merkwürdigkeiten von Middelburg erwähnen.

Die hiesige Abtei ist eine von den schönsten Stiftungen dieser Art, die man finden kann. Die Geschichte sagt, die ersten Bewohner derselben seyen mehr darauf bedacht gewesen, ihre Reichthümer zu genießen, als für die Reinheit ihrer Sitten zu sorgen. Doch wir wollen aus christlicher Liebe glauben, die Geschichte habe sich hierin geirrt.

Das Stadthaus, ein hübsches gothisches Gebäude, prunkt mit den steinernen Bildnissen einer großen Zahl

Grafen von Zeeland. Sehr wahrscheinlich ist ihren Personen in diesen Abbildungen nicht geschmeichelt worden; denn wenn die unglückliche Ada nicht schöner gewesen wäre, als sie hier dargestellt ist, so würden wol die Dichter sie nicht besungen haben. Warum hat man sie auch hier in einer Eigenschaft dargestellt, die sie nie besaß, und deren Titel die Quelle ihrer Leiden ward? Warum ist Govaart mit dem Höcker aus dieser Reihe weggelassen, der doch seinem Schwerte den größten Theil seiner Macht zu danken hatte?

Zwölfter Brief.

Sklavenhandel.

Eine von den Quellen des Wohlstandes der Städte auf der Insel Walcheren ist in dem Sklavenhandel zu suchen. Durch diesen Handel haben sich besonders die Einwohner von Vlissingen und Middelburg bereichert; in der letzt genannten Stadt werden die zum Negernhandel bestimmten Schiffe in Menge gebaut und ausgerüstet. Es hat Jahre gegeben, in welchen bis auf 32 Negernschiffe aus Vlissingen ausgelaufen sind, von welchen Middelburg 10 und Vlissingen allein 22 geliefert hatte; die Zahl der Negersklaven, welche sie auf einem einzigen Zuge ausführten, soll sich auf sieben Tausend belaufen haben.

Wie viele von diesen Unglücklichen mußten unter Weges ums Leben kommen, ehe sie das Land erreicht hatten, wo sie ihr Leben unter der Sklavenkette im Elende hinschleppen sollten! — Die Gewinnsucht richtete den Bau der zu Middelburg verfertigten Sklavenschiffe so sparsam ein, daß in einem Gemache von 23 Fuß Länge und eben so viel Breite zweihundert Negern konnten zusammengepackt werden; so daß ein jeder für seinen Lagerplatz nicht mehr, als ungefähr 3½ Fuß Raum hatte; den Weibern hingegen wurden jeder nur zwei Fuß eingeräumt. Ueberdies werden sie in einem glühenden Himmelsstriche in dumpfige Kammern oder Ställe zusammen gesteckt. Doch es ist nicht nöthig, hier weitläuftiger von der Behandlung der Sklaven zu sprechen, da dieser Gegenstand schon hinreichend beschrieben ist.

Daß Völker, die im Stande der Wildheit und in immerwährenden Kriegen mit ihren Nachbarn leben; Völker, welche in jeder von ihnen verschiedenen Nation auch ganz verschiedene Wesen erblickten; welche nur sich allein für wirkliche Menschen erkennen, und alle andere Völkerschaften für Barbaren ansehen, und überhaupt Völker, die keinen reinen Begriff von der Gottheit haben, auch die Natur und Völkerrechte nicht kennen, ihre gefangenen Feinde zur Leibeigenschaft verdammten, dies betrübt uns, aber wundert uns nicht. Doch daß Völker, deren Vernunft erleuchtet ist, die von der Religion der Liebe zur Menschenfreundlich-

keit angewiesen werden, und alle Menschen als ihre Brüder erkennen sollen; daß Nationen, die einander auch in der heftigsten Erbitterung, doch die gegenseitige Achtung nicht aus den Augen verlieren, wie es ihnen durch weise Gesetze vorgeschrieben ist; daß Nationen, welche nur das Laster für barbarisch erkennen; daß solche Nationen ihre wehrlosen Brüder unter einander verkaufen, das Menschengeschlecht noch unter die Thiere herabwürdigen, das erste und heiligste Gesetz der Gottheit mit Füßen treten, und sich dabei Christen nennen, dies ist es, was uns in Erstaunen setzen muß!

Die Alten konnten sich noch einigermaßen mit den Umständen entschuldigen, unter welchen sie die Sklaverei einführten. Bloß ihre Feinde setzten sie in diesen niedrigen Stand herab; aber welcher Feindseligkeit haben sich die schwachen Afrikaner gegen uns zu Schulden kommen lassen? Ihre Schwachheit selbst ist ihr einziges Verbrechen.

Man irrt sich sehr, wenn man den Zustand der Sklaven bei den gesitteten Völkern der alten Welt mit demjenigen der heutigen Negersklaven in den Europäischen Kolonien vergleichen will. Bei den Griechen und Römern wurden den Sklaven allerlei Aemter anvertraut, die sie bestens versahen, während die stolzen Republikaner müßig giengen; während ihre Herren einander wechselseitig mordeten, genossen sie im behaglichen Wohlstande die Früchte ihres Fleißes. Die Griechen und Römer waren demnach eigentlich nur die Soldaten ihrer Leibeigenen.

Wer waren bei den tapferen Lacedämoniern die wirklichen Sklaven des Staates; diejenigen, welche ohne Einschränkung alle Produkte der Erde genießen konnten, oder diejenigen, deren höchstes Wohlleben darin bestand, die schwarze Suppe zu essen? Zwar sagt die Geschichte, daß die Spartaner zuweilen ihre Heloten ermordeten, wenn sie ihnen zu mächtig wurden. Aber sie tödteten sie doch nur einmal, doch bei uns werden sie zu tausendmalen gemordet.

Dennoch haben wir Schriftsteller, welche das feinste Menschengefühl äußern, und doch den Sklavenhandel gut heißen.

Man sagt, wenn wir die Negern nicht mehr kauften, welche im Kriege zu Gefangenen gemacht werden, so würden sie von ihren Feinden ermordet. Welch eine Menschenliebe! Wie groß ist nicht die Sorge der Europäer für die Erhaltung des Lebens so vieler Tausende von Negern, die alljährlich in Fesseln aus Afrika weggeschleppt werden! Ist es wohl auch diese sorgsame Menschenliebe, welche die friedlichen Völker, um Vortheil daraus zu ziehen, gegen einander hetzt, und veranlaßt, daß diese Unschuldigen einander wechselsweise vertilgen?

Man beruft sich auch auf die Nothwendigkeit, solche Arbeiter in den Kolonien zu haben; aber die Nothwendigkeit kann keine schlechten Handlungen entschuldigen.

Man beruft sich auf die Politik; aber das ist eine abscheuliche Politik, welche Niederträchtigkeiten beför-

dert, und das Uebel in der Welt verschlimmert, statt es auszurotten.

Wir wollen hierüber nicht weiter streiten. Der, welcher zuerst seine Hand mit dem Blute seines Bruders besudelte, kannte die Folgen seiner Missethat nicht, die Trunkenheit eines grimmigen Neides verblendete seinen Geist; sein eigener Fluch nagte dann an seiner Seele. — Der Fluch des ganzen Menschengeschlechtes muß auf dem Ungeheuer ruhen, welches zuerst das Ebenbild Gottes unter die Thiere herabwürdigte, und das Glück seines Nebenmenschen für ein todtes Stück Metall verhandelte.

Yariko, Yariko, auf wie vielen Inkle's müssen die blutigen Thränen der gemordeten Liebe und der Früchte der Liebe brennen!

Dreizehnter Brief.

Die Grabschrift. — Die beiden Liebenden.

Nicht mit Unrecht verweist man den heutigen Gelehrten, daß sie bei der Abfassung von Grabschriften in Rücksicht der Bündigkeit, Kraft und Erhabenheit des Ausdrucks, weit hinter den Alten zurückbleiben. Der große Pope hat selbst nur in einer von allen seinen Grabschriften den wahren Geist der Alten gefaßt;

denn so schön auch die übrigen alle sind, so fehlen ihnen doch die Haupterfordernisse: Kürze und Erhabenheit. Ob unsere Voraltern den Geschmack der Alten besser getroffen haben, mögen die Leser aus der folgenden Grabschrift beurtheilen, die ich in einer Kirche zu Middelburg gefunden habe:

Gij die hier gaat voorbij, om dit of dat te aanschouwen,
Wilt bij dit droevig graf, uw treeden weederhouden:
En met een stil gejuich, verwonderd wat hij doet,
Die't hart draagt in zijn lijf, en God in zijn gemoed,
Jan Pieters was de man, die dit heeft konnen leeren.
Jan Pieters was de man, die God heeft konnen eeren:
En toonen metter daad, dat hij ook was een held,
Die voor Maraans gedreig noch wreedheid was ontsteld.
Jan Pieters was de man, die na voorgaande beden,
Zes uren achter een kloekmoedig heeft gestreeden.
En tegen meer dan tien, die van de Spaansche magt,
Rondom en vast bezet, niet dan om God en dagt,

Die niet en had geleerd te konnen zijn verwonnen,
Maar harde tot de dood, in't geen hij had begonnen.
Zet Spanjaards uit den zin het gantsche waarelds rijk,
Al is *Jan Pieters* dood, daar leeft nog zijne gelijk.

Das heißt:

Ihr die ihr hier geht vorbei, um dies und jenes zu beschauen,
Laßt bei dem traurigen Grabe eure Schritte einhalten,
Und bewundert mit stillem Frohlocken, was er that,
Der ein Herz trug in seinem Leibe, und einen Gott in seinem Gemüth.
Jan Pieters war der Mann, der dies hat können lehren,
Jan Pieters war der Mann, der Gott hat können ehren;
Und zeigen mit der That, daß er auch war ein Held,
Der vor Maraans Drohen und Grausamkeit sich nicht entsetzte.
Jan Pieters war der Mann, der nach gehaltenem Gebete,
Sechs Stunden nach einander mit Tapferkeit gestritten,

Und gegen mehr als zehen, die von der Spanischen Macht,
Die rings umher ihn heftig drängten, nur allein um Gottes willen,
Die nicht gedacht hatten, jemals überwunden zu werden.
Aber er harrte aus bis in den Tod auf dem, was er begonnen.
Schlagt Spanier aus dem Sinn das Reich der ganzen Welt;
Zwar ist Jan Pieters todt, doch lebt noch seines Gleichen!

Dem letzten Verse fehlt es, wie man wol sieht, nicht an Kraft, doch ist auch nicht zu verkennen, daß diese Grabschrift einigermaßen von derjenigen verschieden ist, welche die Aufopferung des Leonidas und seiner 300 Mitbürger verewigte. Im Vorbeigehen gesagt, wundere ich mich sehr, den Namen dieses Jan Pieters nicht in dem vaterländischen Wörterbuche von Kok finden zu können. Er starb im J. 1608. —

Ein anderer Grabstein in der alten Kirche zu Middelburg, auf welchem zwei ineinandergelegte Hände ausgehauen sind, erinnert mich folgende Erzählung beizufügen. Es lebten hier vor Zeiten ein Jüngling und ein Mädchen, die einander auf das innigste liebten, und beide lebten nur in und für einander. Anna hieng mit voller Seele an ihrem Herzgeliebten, und ihr Wilhelm kannte außer ihr kein Vergnügen in

der Welt. Sie hatten einander ewige unveränderliche Liebe geschworen, und Unzertrennlichkeit bis in den Tod. Sie hielten Wort; denn sie starben beide mit einander vor dem Altare, in dem Augenblicke, in welchem der Geistliche ihre Hände in einander fügte. So geht wenigstens die Sage, und dahin soll auch der gedachte Grabstein deuten.

Welch ein schöner Stoff zu einer empfindsamen Grabschrift!

Vierzehnter Brief.

Westkapelle. — Domburg.

Eine der interessantesten Nebenreisen auf dieser Insel ist die nach Domburg. — Schon bei meiner ersten Ankunft auf Walcheren hatte ich den Wunsch gefaßt, einen Abstecher dahin zu machen; ich habe denselben aber bloß darum so lange verschoben, weil ich mehr Zeit darauf verwenden wollte, als auf einen anderen Gegenstand meiner Neugierde. Mancherlei Hindernisse haben es nicht anders zugelassen, als daß ich diese meine Wißbegierde nur theilweise befriedigen konnte.

Als ich dahin reisete, nahm ich meinen Weg über Westkapelle, welcher Ort wegen seines vormaligen blühenden Zustandes, und noch mehr wegen des Dam-

mes, der von demselben den Namen trägt, berühmt ist. Von diesem Damme will ich hier eine ausführliche Beschreibung geben, da man in mehreren Werken die befriedigendste Schilderung von demselben findet.

Noch ehe man den Westkapellschen Damm zu Gesichte bekömmt, sieht man große Haufen, große aufgehäufte Stöße von Holz und Reisbündeln, welche zur Unterhaltung des Dammes dienen. — Der Damm selbst bietet dem Auge des unkundigen Beschauers nichts Besonderes oder Merkwürdiges dar; wenn man über den Kamm desselben hinreitet, so glaubt man bloß auf einem, von der Natur gebildeten, abhängigen Strande hin zu reiten; aber der Kenner in diesem Fache bewundert die Anlegung dieses künstlichen Strandes, dessen Breite aufs wenigste 390 Fuß bei einer Länge von 890 Ruthen beträgt, und der mit 20 schweren Pfahldämmen versehen ist, die sich weit in das Meer hinaus erstrecken, um den Sturm der Wellen und die Gewalt der Strömungen zu brechen. Wahrlich nur die äußerste menschliche Anstrengung konnte der Gewalt eines Meeres Widerstand leisten, welches mit unbeschreiblichem Ungestüm daher braust, und zuweilen Steine von 4000 Pfund an Gewicht aus dem Grunde aufwühlt, und auf den Damm schleudert.

An diesen Vorgebirgsdämmen bemerkte ich mehr, als zu Vlissingen die Verwüstungen der Pfahlwürmer. Man trägt hier aber auch Sorge, alle die Pfähle, so weit sie im Meere stehen, mit eisernen Nägeln zu

beschlagen, von welchen jeder der großen Pfähle, nicht weniger als 100 Pfund nöthig hat. Die meisten Pfähle, die ich von denen sah, welche nicht auf diese Weise beschlagen waren, und besonders die, welche zur Zeit der Ebbe etwas trocken standen, waren von den Pfahlwürmern entweder angefressen oder ganz verdorben; diese sowohl, als die gewöhnliche Unterhaltung, erfordert eine beständige Arbeit an diesem Damme, wovon die Kosten sich jährlich oft auf mehr als 20,000 Gulden belaufen.

Nicht ohne Rührung erblickt man an den Außenwänden einer Scheune, welche auf dem Damme von Westkapelle steht, die Planken von mehreren zertrümmerten Schiffen, welche an den Bänken und Vorsprüngen dieser Insel gescheitert sind; man stellt sich dann in der Einbildung vor, bei einem gräßlichen Sturme auf diesem Damme zu stehen, die wütenden Wogen an demselben anprallen zu sehen, und das Gewinsel der Schiffbrüchigen zu hören, die um Hülfe schreien, und doch nur selten welche erhalten.

Westkapelle muß zu den Zeiten der Römer bereits ein blühender Ort gewesen seyn, weil man hier, so wie zu Domburg, Ueberbleibsel des heidnischen Götzendienstes entdeckt hat. Auch findet man in den Schriftstellern Nachrichten von einem, dem Herkules geweihten Tempel, von welchem man die Trümmern hier gefunden hat, und von welchem man noch einen Stein mit einer Aufschrift an diesen Halbgott in einem Pfei-

ter der Kirche eingemauert sieht. Dies Alles beweiset unstreitig, daß die Römer hier, so wie zu Domburg, Festungen hatten, und daß sie auch von da aus mit den benachbarten Orten Gemeinschaft hielten.

Man erzählt, daß Willebrord, durch dessen Eifer ein großer Theil der Niederlande das Heidenthum verließ, im J. 694 auch diese Insel zum christlichen Glauben zu bringen suchte; unter den Völkern, welche diese Insel bewohnten, war dieses Unternehmen minder gefährlich, als auf dem festen Lande, wo die Einwohner Oberherren unterworfen waren, welche hartnäckig an ihren alten Gebräuchen hiengen. Es scheint auch, daß er durch seine Reden und Vorstellungen nicht viel auszurichten vermochte; er konnte die Einwohner von Westkapelle nicht dahin bringen, ihren Abgott wegzuschaffen. Er legte daher selbst Hand an, und zerschmetterte das Bild des Herkules, welchen sie besonders hoch ehrten. Dieser unzeitige Eifer kostete ihm beinahe das Leben; aber ein Wunderwerk hatte seinen Hals unverwundbar gemacht; was jedoch eigentlich seine Rettung bewirkte, war seine Flucht aus der Insel.

Nachmals wurde Westkapelle eine blühende Stadt, sowohl durch Handel, als durch Fischerei; dieser Handel gieng aber durch das Wachsthum von Middelburg und Vlissingen verloren; noch mehr aber litt er durch die Trübsale, mit welchen Westkapelle zu kämpfen hatte. — Der See schwemmte immerwährend von den Dünen und den Dämmen vor diesem

Orte weg, so daß man endlich gezwungen war, die Kirche sehr weit rückwärts von dem Ufer zu erbauen, und die Einwohner zogen allmälich nach Vlissingen. Darum trägt dieser Ort auch keine Merkmale seiner vormaligen Größe mehr an sich, und derselbe verdient jetzt kaum noch den Namen eines Flecken. Die für die kleine Anzahl Einwohner allzu große Kirche ist gänzlich verfallen, und ihre Trümmer allein beweisen noch jetzt die ehemalige Volksmenge dieses Ortes. Die Einwohner haben kein anderes Mittel zu ihrem Lebensunterhalte, als den Ackerbau, und vorzüglich die Arbeiten an den Dämmen, womit sie ihr Brod verdienen, und worin sie ungemein geschickt und flink sind. Mit Vergnügen sieht man ihnen zu, wie schnell sie arbeiten; auch hat man mich berichtet, daß man den Entwurf zu dem gegenwärtigen vortrefflichen Damme von Westkapelle einem alten hiesigen Dammarbeiter zu danken habe.

Zwischen Westkapelle und Domburg kam ich durch das Lager, welches hinter den Dünen liegt, sehr hübsch abgestochen ist, eine sehr hohe Lage hat, und vor den stärksten Winden gesichert ist; es lagen nur wenige Soldaten darin zu dessen Beschützung. Wenige Augenblicke darauf gelangte ich nach Domburg.

Fünfzehnter Brief.

Domburg und seine Alterthümer.

Für Liebhaber der vaterländischen Alterthümer, wie Sie sind, mein Herr, giebt es bei uns nicht leicht einen interessantern Ort, als Domburg. Die Betrachtung der alten Ueberreste, die man hier findet, geben reichen Stoff zum Nachdenken; man erinnert sich dabei an den vormaligen Zustand dieser Insel, an die ausgebreitete Macht der kriegerischen Römer, an den Schicksalswechsel, welchen dieses Land und seine Einwohner erlitten haben, und man verliert sich endlich in der Untersuchung der Meinungen der Gelehrten, über die berühmte Göttin, welche man vor Zeiten hier verehret hat, und welche nachher der Zankapfel zwischen den Alterthumsforschern geworden ist.

Darum ist Domburg, ob es gleich seines vorigen Glanzes beraubt ist, doch noch ein merkwürdiger und angenehmer Ort, der in der schönsten Gegend der ganzen Insel liegt, welche mit hübschen Bäumen besetzt ist; auch findet man daselbst ein gutes Wirthshaus, welches durch ein kleines Wäldchen von den hohen Dünen getrennt ist, und einen angenehmen Ruheplatz darbietet. Auf der höchsten dieser Dünen stehet ein Telegraph, und von hier aus hat man eine herrliche, weit ausgedehnte Aussicht über die Nordsee, und über den größten Theil der Insel. — Der Anblick

dieser Mannichfaltigkeit und Abwechselung von dürren Sandhügeln, fruchtbaren Feldern, baumreichen Lustplätzen, nahe beisammen liegenden Städten und Dörfern, und all dieses bunte Gemische von dem einförmigen Meere umgeben, ist ungemein reizend.

Domburg ist schon wegen seiner Lage, besonders aber wegen seines hohen Alters, den Fremden interessant; denn es ist zuverlässig nebst Westkapelle die älteste Stadt in Zeeland. Die Römer erbaueten hier ein Kastell oder eine Burg, woher dann die zweite Sylbe des heutigen Namens dieser Stadt kömmt, und von hieraus trieben sie einen beträchtlichen Handel nach England. Nichts konnte ihnen auch angenehmer seyn, als der Besitz dieses festen Ortes, insofern es wahr ist, daß die Küste von Walcheren vor Zeiten mit der von Flandern vereinigt gewesen sey, wo demnach der Ausfluß der Schelde, verbunden mit der Waal oder einem Arme der Maas, längs Domburg hingieng. Die Römer sicherten durch diese Festung die Mündung des Flusses, und hielten auf diese Weise eine vortheilhafte Verbindung zwischen der See und den inländischen Gewässern offen. Die Alterthümer, welche sowohl von dem Zahne der Zeit, als von den stürmischen Wasserfluten verschont geblieben sind, bezeugten noch in den letzten Jahrhunderten, wie groß der Wohlstand dieses Ortes gewesen war, den seine Lage so sehr begünstigte. Außer den Ueberbleibseln des Tempels der Göttin Nehalennia beweisen die mannichfaltigen Inschriften auf einer Menge von Steinen, die

man längs des Strandes hin gefunden hat, wie stark vor Zeiten dieser Ort von Kaufleuten und Seefahrern besucht wurde, und wie blühend damals der Handel nach England war.

Während das Meer mit gierigem Rachen Westkapelle zu verschlingen drohte, und die Einwohner zwang, auch Domburg hinter die Dünen zu verlegen; während die Flüsse sich andere Mündungen öffneten, wodurch unbekannte Dörfchen in reiche Städte verwandelt wurden, und während endlich viele Abwechselungen des Schicksals die ganze Gestalt dieser Insel veränderten, blieb Domburg doch noch lange, seiner Lage wegen, im Besitze eines Ueberrestes seiner vorigen Größe. In dem Mittelalter war diese Stadt das Capua von Zeeland; die vornehmsten Einwohner der Gegend erwählten diesen Ort zu ihrem Aufenthalte, und ringsumher lagen Lusthäuser und Lusthaine in Menge. Die Landbewohner bereicherten sich durch den Feldbau und die Fischerei. Von der inneren Blüte dieser Stadt ist nur noch ein geringer Theil, und von ihrem äußeren Wohlstande und Reichthume sind bloß noch Trümmer und einige Gebüsche übrig.

Domburg war lange in einem vergessenen Zustande, bis es endlich durch einen Zufall, der zugleich die ganze Insel betraf, und hier eine Entdeckung veranlaßte, welche die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich zog, aufs Neue berühmt ward. Es war im J. 1646, als das Meer, bei einem schröcklichen Sturme,

die Dünen und den Strand vor Domburg gewaltsam wegriß, und dadurch die Trümmer eines Tempels entblößte, der einer unbekannten Göttin geweiht war, wobei man zugleich die große Anzahl von Steinen fand, von welchen noch ein großer Theil in der Kirche von Domburg aufbewahrt wird.

Smallegange war einer der ersten, welche das Vergnügen hatten, diese neu entdeckten Alterthümer zu sehen; er theilt davon in seiner Chronik von Zeeland einen ausführlichen Bericht mit, aus welchem folgender wörtliche Auszug eine Stelle verdient:

„Als zu Ende des Jahres 1646 die Winde aus Nordosten und Osten lange Zeit heftig stürmten, da wurden die Dünen von Domburg durch die tobenden Wellen des ungestümen und hochgehenden Meeres gewaltig abgespült; so daß man endlich am 5. Januar 1647 an dem Fuße dieser Dünen verschiedene Steine aus dem höchsten Alterthume mit heidnischen Götzenbildern und Inschriften verziert, entdeckte. Als die Herren Staaten von Walcheren, nebst anderen Beamten, bei Gelegenheit der Sandhalmpflanzung, in diese Gegend gekommen waren, und von dieser Entdeckung hörten, so befahlen sie, nebst dem Damminspektor und den Geschwornen der fünf Beamten, die gedachten Steine auszugraben, und in gute Verwahrung zu bringen, welches sodann auch geschah. — — Ich selbst begab mich einige Tage nachher da-

hin, als ich nach Middelburg gekommen war. — So viel man aus der Lage der zusammengestürzten Steine schließen konnte, die schon mehrere Jahrhunderte unter dem Sande der Dünen vergraben gelegen hatten, so hat hier vor Zeiten eine runde Kapelle gestanden, in welcher sich verschiedene Altäre befanden, und die Steine mit den Bildnissen der Göttin Nehalennia waren rings umher in den Wänden angebracht."

„Dieser Tempel, sagt gedachter Chronikschreiber an einer anderen Stelle, hat, mehrere Jahrhunderte lang, unter den Dünen gleichsam vernichtet gelegen; aber man hat mir berichtet, daß der Platz, wo man die Steine dieses Tempels zuerst entdeckte, gegenwärtig wohl 200 Ruthen seeeinwärts liegt. Nachmals hat man wieder die Grundsteine einer ganzen Straße, von zwei Querstraßen durchschnitten, unter den Dünen entdeckt, die jetzt alle in dem Meere liegen. So wurden die Dünen immermehr von dem Meere weggespült, und noch immer frißt es unwiderstehlich um sich."

Es muß ungefähr um das Jahr 1695 oder 1696 gewesen seyn, als Smallegange dieses Letzte niederschrieb; demnach 38, 39 oder 40 Jahre nach der Entdeckung des Tempels.

Da man das hier Gesagte nicht überlegt hat, so suchte man dem guten Chronikschreiber einen Vorwurf daraus zu machen, und ihn einer Unwahrheit zu bezüchtigen, indem man nicht bedachte, daß er seine Nach-

richten zu verschiedenen Zeiten geschrieben habe, und daß seither wieder mehr als hundert Jahre verflossen sind, während welcher sich dieses Ufer noch um sehr Vieles verändert hat. Zum Beweise seiner Glaubwürdigkeit stimmen auch alle andere Schriftsteller mit ihm überein.

Aus Smallegange's Erzählung erhellet, daß er als Augenzeuge von der Art spricht, auf welche die entdeckten Steine längs dem Strande hin zusammengereihet standen; und daß der Zufall, welcher diese Steine bloßgestellt hatte, auch noch mehrere andere erfahrne und wißbegierige Personen an Ort und Stelle hingelockt hatte. Wer wollte alle diese Leute, welche doch selbst Zeugen waren, der Unwahrhaftigkeit beschuldigen?

Herr van der Sloot, dessen Nachforschungen über diesen Gegenstand, welche er im J. 1743 unternommen hatte, und welche in dem gegenwärtigen Zustande von Zeeland dem Publikum mitgetheilt worden sind, sagt: daß man im J. 1705, folglich gegen 60 Jahre nachdem Smallegange diesen Gegenstand beobachtet hatte, den Tempel in einer Entfernung von hundert Ruthen von Domburg gefunden habe; da es doch aus Smallegange erhellet, daß bereits zehn bis zwölf Jahre früher dieser Tempel 200 Fuß weit im Meere lag, welcher Abstand ganz gewiß von Domburg oder von den Dünen an muß gerechnet werden. Wie kömmt es nun, daß die Angabe des Herrn van der Sloot so sehr von dieser abweicht?

Es läßt sich nicht anders erklären, als daß Herr van der Sloot in diesem Punkte getäuscht worden ist; er hat seine Nachricht nur von Hörensagen; denn er war erst vierzig Jahre später an Ort und Stelle, da doch Smallegange von diesen Begebenheiten als Augenzeuge spricht, welche übrigens Herr van der Sloot auf gleiche Weise erzählt.

Diese Widersprüche verdienen jedoch hier weiter keiner Erwähnung. Es ist gar wohl möglich, daß man in späteren Zeiten, als das Meer schon so weit vorgerückt war, sich in Betreff der Stelle, auf welcher der Tempel stand, geirrt, und andere, jetzt auch von dem Wasser bedeckte Steine für die Trümmer des Tempels gehalten habe.

Dies ist leicht zu begreifen, wenn man bedenkt, daß der Strand von Zeeland täglich abnimmt, und daß diese Abnahme schon seit einigen Jahrhunderten Statt hat. Man kann annehmen, daß das alte Westkapelle bis in das vierzehnte Jahrhundert gestanden sey, und im J. 1550 war dieser Ort schon 3500 Ruthen landeinwärts gerückt worden. Diese Abnahme ist wahrlich zum Erstaunen groß, und wenn schon dieselbe nicht in gleichem Maaße längs Domburg hin Platz greifen konnte, weil der Strand hier nicht so sehr rechtwinkelig der Strömung bloß gestellt ist, wie bei Westkapelle; so muß doch auch hier die Abnahme des Strandes schon stark genug seyn, um in einem Zeitraume von sechszig Jahren Gegenstände unsichtbar zu

machen, welche Smallegange, als er die Stelle zum letzten Male besuchte, nicht mehr zugänglich fand.

Wenn aber auch die Abnahme des Strandes nicht so sehr groß gewesen wäre, so hatte doch in diesem langen Zeitraume der Sand diese Gegenstände alle bedecken müssen.

Es ist auch ein großer Irrthum vom Herrn van der Sloot, ein Häuschen von zwei Ruthen Länge und einer Ruthe Breite, mit Bretern verschlagen, für ein Kapellchen, oder gar für den Tempel der so sehr geehrten Göttin Nehalennia zu halten; denn wie hätten die vielen Steine mit Bildern geziert, die rings herum im Inneren an dem Gemäuer angebracht waren, und wahrscheinlich Votivtafeln vorstellten, alle in dem engen kleinen Häuschen Raum gehabt? Auf diese Weise bauten die Alten nicht.

Die Steine, welche noch jetzt in dem Chore der Kirche von Domburg aufbewahret werden, stimmen vollkommen mit der Beschreibung überein, welche Smallegange von denselben gegeben hat; dasselbe gilt auch von seinen Zeichnungen; außer, daß die Bilder in denselben ein wenig hübscher und deutlicher dargestellt sind. Die meisten dieser Steine sind der Göttin Nehalennia geweiht; doch giebt es auch einzelne darunter, mit den Bildern anderer Gottheiten geschmückt, welches vielleicht beweisen könnte, daß dieser Tempel, der ohnehin rund gebaut war, ein Pan=

theon gewesen ist, oder daß hier verschiedene Gottheiten in mehreren Kapellen verehrt wurden.

Von einigen Abbildungen, welche Smallegange uns mitgetheilt hat, sind die Originale nicht mehr vorhanden; und wieder von anderen, die ich sahe, sind keine Zeichnungen gemacht worden. Besonders merkwürdig ist das Bildniß der Göttin des Sieges, dessen auch Gargon erwähnt hat; vor Zeiten hatte es eine Krone in der rechten Hand; aber Arme und Krone sind abgebrochen, und wahrscheinlich verloren; die Flügel sind beschädigt; den Kopf hat man gar nicht gefunden, und das ganze Bild ist in der Mitte von einander geborsten; das obere Stück ist mit einer Kette an die Mauer des Chores der Kirche befestigt, und ruht auf dem, davon abgebrochenen unteren Theile; das ganze Bild hat etwas mehr als Lebensgröße. Das Fußgestell, auf welchem das Bild stehet, macht das Kapitäl und einen Theil der viereckigen Säule aus, welches beweiset, daß dasselbe nicht, wie Herr van der Sloot dafür hält, auf einem einzelnen viereckigen Steine, sondern auf einer Säule stand, von welcher die übrigen Steine, welche neben dem Bilde auf dem Strande umher gefunden worden sind, wahrscheinlich Trümmer waren.

Wenn man die Arbeit von diesem Bilde mit der an den übrigen Steinen vergleicht, so scheint es, daß dieselben aus verschiedenen Zeiten herrühren. Der gute

Geschmack, den man an dem Kapitäle wahrnimmt, die Schönheit und regelmäßige Gestalt dieses ganzen Bildes kündigen an, daß dieses Werk aus dem blühendsten Zeitalter der Römischen Kunst herrühret; welcher Geschmack gar sehr von demjenigen verschieden ist, der in den Bildern und Steinen der Nehalennia herrscht.

Was dem Künstler, der dieses Werk vollbracht hat, noch mehr Ehre macht, ist, daß dasselbe aus einem groben Felsensteine, und doch so sauber gehauen ist. Die Draperie, welche von hinten dem Körper zur Stütze dient, ist so angebracht, daß sie von dem Winde auf diese Art hingeworfen zu seyn scheint, und dadurch ist die Nacktheit aufs vollkommenste vermieden. Bekanntlich ist dieses ein Kennzeichen der ächten alten Kunst, die sich darin besonders auszeichnet.

Noch verdient das Kapitäl sowohl wegen der Ordnung, zu welcher es gehört, als wegen der zwei Steinblöcke, aus welchen es bestehet, eine besondere Aufmerksamkeit.

Ich habe auch einige kleine, doch übel beschädigte, Bilder gefunden, welche in demselben Geschmacke ausgearbeitet sind, wie die Figur der Siegesgöttin. Ich hatte nicht Zeit, dieselben abzuzeichnen. Ich mußte mich begnügen, außer der Siegesgöttin, zwei andere zu zeichnen, deren eines einen kleinen Altar vorstellt, auf welchem ein Becken steht, und auf welchem die Tafel mit Früchten beladen ist. Dieses Alterthumsstück ist sehr merkwürdig. Im oberen Fache steht das,

wahrscheinlich jetzt unkenntlich gewordene, Bild des Neptunus.

Der zweite Stein, den ich abzeichnete, ist, wie die Inschrift zeigt, so viel man sie noch lesen kann, ein der Göttin Nehalennia geweiheter Altar. Gargon las diese Inschrift auf folgende Art:

Deae *Nehalenniae* ob merces recte conservatas M. Secundus Negotor, (oder Negotiator) Cretarius Brithannicianus. V. S. L. M. Hier ist zwischen den Wörtern Secundus und Negotor das Wort Silvanus ausgelassen.

Auch hieraus erhellet, daß man in keinem Punkte, der diese unbekannte Göttin betrifft, weder in Rücksicht ihres Tempels, noch der ihr geweihten Steine, noch der Inschriften auf denselben, noch ihres Namens, noch ihrer Attribute einig ist. — Um ihren Namen zu erklären, hat man alle bekannte Sprachen zu Hülfe zu ziehen gesucht.

Was ihre Eigenthümlichkeiten betrifft, so halten einige sie für das Sinnbild des neuen Mondes, andere für die Pomona, andere für die Isis, und wieder andere für die Göttin der neuen Handelsstadt, oder für die Gemalin des Neptunus u. s. w.

Es möchte wohl eine undankbare und fruchtlose Mühe seyn, über diese verschiedenen Meinungen zu entscheiden. Wenn man die verschiedenen, diese Göttin betreffenden, noch vorhandenen Denkmäler derselben mit einander vergleicht, so findet man, daß sie nirgends

ohne die Sinnbilder des Landbaues, oder der Baumfrüchte abgebildet ist; auch sieht man sie nirgends anders, als in Gesellschaft von Hunden, und daß oft die Seitentheile der ihr geweiheten Steine mit dem Bilde Neptun's verziert sind. Daraus scheint zu fliessen, daß sie zugleich als die Göttin der Landesprodukte, und als die Beschützerin des Meeres verehrt worden ist, wie auch aus den ihr geweiheten Inschriften erhellet.

Denn eine Ceres ist sie nicht, auch keine Diana, keine Pomona und keine Isis, weil sie nicht alle Attribute dieser Gottheiten hat; am wahrscheinlichsten ist es, daß sie eine Gottheit war, wie die alten Bewohner dieser Insel sie nach ihren eigenen Bedürfnissen sich zu bilden, für gut fanden.

Diese Völker lebten vor der Ankunft der Römer in einem freien und halb wilden Zustande, nicht sowohl von dem eigentlichen Ackerbaue, als von dem Genusse der wild wachsenden Früchte und Erzeugnisse ihres Bodens, und besonders von der Jagd. Es ist daher natürlich, daß diese Leute gleich allen Völkern überhaupt sich eine Gottheit erkohren, welche ihnen ihren Lebensunterhalt verschaffte und sicherte. Hier, wo oft grimmige Winde die wilden Fluten empörten, so daß sie nicht selten die fruchtbaren, aber niedrig gelegenen Felder überströmten, da waren die Bewohner, welche sich in jenen Zeiten meist am Seeufer angesiedelt hatten, gezwungen, ihre Zuflucht zu den Dünen zu nehmen, die

sie doch einigermaßen gegen den stürmenden Wogendrang schützen konnten. Man flehete daher die Göttin der Früchte und die Regiererin der Thiere an, um die drohenden Fluten von dem unglücklichen Lande abzuwenden; man rief dabei auch den Meeresgott und den Beschützer der Gegend um Beistand an, den man zugleich als den Besänftiger der Fluten betrachtete. Die Römer, welche immer bereit waren, die Götter der von ihnen bezwungenen Völker anzuerkennen, nahmen auch den Glauben dieser Leute an, als sie Befestigungen auf ihrer Insel anlegten. Die Seefahrer, welche mit ihren Schiffen aus dem Mittelländischen Meere hierher kamen, und von hier aus Handel nach England und in andere Gegenden trieben, mußten ihre Fahrten für weniger groß, als gefährlich halten. Für ihre glücklichen Reisen dankten sie sodann der Gottheit des Landes durch Gelübde und Opfer für die Gunst des Meergottes, die sie ihnen erworben hatte; daher kam es wohl, daß man in den Votivsteinen, welche die Seefahrer und Kaufleute hier aufstellen ließen, die beiden Gottheiten mit einander verbunden findet.

Auf diese Weise scheint es mir, sich am einfachsten erklären zu lassen, woher die verschiedenen Attribute dieser Göttin kommen; der Ursprung ihres Namens mag auch seyn, welcher er wolle, genug die ihr zugeschriebenen Eigenschaften stimmen nicht mit denen anderer Gottheiten überein, sondern schicken sich bloß zu den lokalen Verhältnissen dieses Landes, in welchem sie verehrt wurde. In diesem Falle stimmt die ehemalige

Lage des Landes, die Umstände, in welchen die ersten Bewohner desselben lebten, und die Verhältnisse derer, welche späterhin die Insel besuchten, mit den Sinnbildern und Inschriften überein, welche der Göttin beigesellt sind.

Unsere Nehalennia ist demnach eine besondere Gottheit dieses Landes gewesen, welche zwei ganz verschiedene Eigenschaften in sich vereinigte, die sonst bei allen übrigen Gottheiten der Alten genau von einander getrennt waren; auch ist es wohl möglich, daß sie unter beiden, oder auch nur unter einer einzigen dieser Eigenschaften an anderen Orten verehrt worden ist, indem man auch bei Kölln einen, dieser Gottheit geweiheten Stein gefunden hat; auch scheint dasselbe aus der Inschrift eines Steines zu erhellen, welchen man zu Domburg in dem Giebel eines Hauses entdeckt hat, der nachmals zur Aufbewahrung nach Vlissingen gebracht worden ist. *)

Diese Inschrift ist folgende:

Deae
Burori
nae quod
votim
est mal
us pros
e suisque.

*) Cruisselbergen in den Verhandelingen van het Zeeuwsch Genootschap van Wetenschappen, 2. Deel, pag. 48.

Cruisselbergen, welcher uns von dieser Inschrift Nachricht mitgetheilt hat, ist der Meinung, der Name dieser Göttin Burorina stamme von dem Holländischen Worte Buren, Geburen ab, und bedeute so viel als Buurgodin, d. h. Nachbarsgöttin, und darunter sey die Nehalennia zu verstehen, welche in der Nachbarschaft (Buurt) von Domburg verehrt wurde. *)

Diese Sache näher zu untersuchen, hatte ich nicht Zeit. Als ich zum ersten Male nach Domburg kam, lagen diese alten Steine unter einem Haufen alter Geräthschaften und Lappen verborgen, so daß man nicht leicht dazu gelangen konnte; nachmals hat man dieselben zwar einigermaßen in Ordnung gestellt, aber auf eine Art, welche der Untersuchung derselben wenig günstig ist. Die Verwirrung und Vernachlässigung, welche hier überall herrschte, beweist hinreichend, wie wenig Werth man auf diese merkwürdigen Ueberbleibsel des grauen Alterthums setzt.

Das Weiß-Anstreichen der Steine, welches Einige sehr getadelt haben, hat, es ist wahr, den ehrwürdigen alten Rost von denselben weggenommen, aber ihnen dadurch keinen Nachtheil gebracht; im Gegentheile sind die Gegenstände dadurch nur noch deutlicher geworden.

*) Wie kindisch dieser Einfall sey, überlassen wir unseren Lesern zu eigener Entscheidung, und merken hier nur an, daß bei dieser Stelle Vieles in dieser Uebersetzung, als unnöthig weggelassen worden ist. D. Ueb.

Sechszehnter Brief.

Veere.

Veere ist die dritte Stadt von Walcheren, und liegt ungefähr eben so weit von Middelburg, als diese Stadt von Vlissingen entfernt ist.

Es scheint gewiß zu seyn, daß die Stadt Veere ihr Emporkommen und ihre Blüte allein der Erweiterung, oder vielmehr dem Durchbruche des sogenannten Veerschen Lochs, zu danken hat. Es ist bekannt, daß dieses durch die Trennung von Nordbeveland und Walcheren im fünfzehnten Jahrhunderte geschehen ist. Dieser Zufall hat wirklich diesen Ort zu einer Seestadt, sowohl für den großen Handel, als für die Fischerei tauglich gemacht; doch hat eben dieser Umstand diese Stadt auch sehr oft in große Gefahr gebracht, und mit dem Untergange bedroht; denn es sind wenig Städte in Zeeland, die so vielen Erdfällen unterworfen gewesen sind, wie diese.

Sie hatte zur Zeit ihrer Blüte hauptsächlich ihre Nahrung von dem Handel mit England, dem Schottischen Stapelrechte und den Fischereien. Jetzt ist sie zwar noch ein ganz hübscher Ort, hat aber nichts besonderes Merkwürdiges.

Die Bewohner von Veere haben sich auch in dem Spanischen Kriege berühmt gemacht; sie waren die er-

sten, welche dem Beispiele der Vlissinger folgten, mit deren Beihülfe sie auch den Spaniern großen Abbruch thaten. Im Jahre 1572 verbanden sie sich mit der vorgemeldeten Stadt, als sie von den Spaniern von Middelburg und Arnemuiden aus beunruhigt wurden, und daraus entstanden blutige Gefechte, in welchen man sich von beiden Seiten mit der äußersten Rachgierde und Wut schlug. Alle Feinde, welche gefangen wurden, henkte man auf der Stelle an die Bäume, rings um die Stadt her, auf, so daß diese bei der großen Zahl derselben, nach der Versicherung der Chronikschreiber, ganz mit denselben überhängt waren. Als die Spanier hierauf die Stadt überfielen, und bei dem Fort Ten-Haak eine Landung gewagt hatten, so faßte De Ryk, der Befehlshaber der Stadt, den verwegenen Entschluß, ihre Flotte in Brand zu stecken, während die Feinde beinahe schon Meister der Stadt waren. Diese verwegene That erschröckte die Spanier so sehr, daß sie in stürmischer Eile, ihre erlangten Vortheile wieder aufgaben, und in großer Unordnung sich zurückzogen. Sie wurden mit grimmiger Wut verfolgt, und mußten ungefähr 700 Todte zurücklassen. Man schnitt einem der Gefallenen das Herz aus dem Leibe, und steckte es auf den Schnabel eines Fahrzeuges, und biß darein. — So führte man damals Krieg.

Nicht so glücklich war bald nachher Bastiaan de Lange, der Admiral dieser Stadt, welcher nach Middelburg gefahren war, um dieser Stadt die Zu-

fuhr von Lebensmitteln abzuschneiden. Vier Spanische Schiffe fielen über ihn her, und während er mit ihnen kämpfte, gerieth er auf den Grund; er wehrte sich verzweifelt gegen die Feinde, die ihn umzingelt hatten und ihm nun hart zu Leibe giengen, und als er sahe, daß sein Untergang unvermeidlich war, so steckte er die Pulverkammer seines Schiffes in Brand, so daß es, nebst den feindlichen, in die Luft flog.

Dicht bei Veere kann man noch jetzt die Trümmer des alten Kastells Zandenburg sehen, welches, wegen seiner angenehmen Lage, oft der Aufenthalt der Großen und der Musen gewesen ist. Karl V., Christian, König von Dänemark, Isabelle, seine Gemalin, Maria, Königin von Böhmen, Schwester Karl's, hielten sich nach einander dort auf. Erasmus, als Freund des Dichters Maximilian De Vriendt, welcher zu Zandenburg geboren war, hat durch seinen Besuch in diesem Kastelle den Ruhm desselben eben so sehr erhöhet, als jene hohen Häupter. Bei einem Brande, welcher im Jahre 1505 einen Theil des Gebäudes verzehrte, giengen auch viele wichtige und schöne Alterthümer mit zu Grunde, welchen Verlust man sehr bedauert.

Außerdem ist Veere auch sonst nicht unberühmt, als der Geburtsort mehrerer gelehrten Männer. Die Stadt liegt übrigens sehr schön in einer baumreichen Gegend, auf einer Erhöhung, welche die höchste auf

der ganzen Insel ist, und woran wahrscheinlich die spätere Eindämmung dieses Theils Schuld ist.

Smallegange hat viel Rühmens von dem Brunnen bei der großen Kirche gemacht; doch ich versichere, daß ich nichts weiter Merkwürdiges daran fand, als daß er sehr groß ist.

Siebenzehnter Brief.

Rammekens und seine Rhede.

Wenn man von Vlissingen über den Rammekens-Damm nach dem Fort dieses Namens geht, so genießt man eine sehr angenehme Aussicht auf das Meer; rechter Hand erblickt man die Rhede von Vlissingen, den Eingang in die Oster-Schelde, die Küste von Kadzand und die Ecke von Süd-Beveland; die Kauffahrteischiffe verschiedener Nationen, welche auf gedachter Rhede liegen, geben dieser schönen Ansicht Leben; Kriegsschiffe sind hier geankert; auch sieht man Amerikanische Fregatten, in deren Bau Dauerhaftigkeit mit Leichtigkeit verbunden ist, welche die Schelde hinauf fahren, oder hinunter schiffen, um die Reichthümer ihres friedfertigen Vaterlandes in das allverschlingende Europa zu führen, und dagegen wieder Europäische Waaren ihren Landsleuten zurückzubringen. Man sieht, wie mühsam sie gefährliche Meere, und

noch gefährlichere Kanäle durchschiffen, von dem Reize des Gewinnes getrieben, und hier erblickt man die Schaluppen vom Ufer, oder auch von Schiff zu Schiffe hin und her rudern. Auf der linken Seite öffnet sich den Blicken die Ansicht einer, zwar flachen, doch schönen Landschaft, welche überall die Zeichen einer herrlichen Fruchtbarkeit und eines wohlbelohnten Anbaues an sich trägt. Diese schöne Ansicht erhält Mannichfaltigkeit von den mancherlei Baumgruppen, von den verschiedenen Verzäunungen, Wohnungen, Höfen und Ortschaften, wozu dann auch die einzelnen Dünen das Ihrige beitragen; auch übersieht man hier einen Theil der schattenreichen Straße nach Middelburg, welche immer von hin und her ziehenden Fuhrwerken und Fußgängern wimmelt; zur Seite erblickt man den arbeitsamen Landmann, und das weidende Vieh.

Wenn man längs diesem Damme fortgeht, so findet man auf dem zweiten Vorsprunge, welchen derselbe vor Vlissingen macht, die Ueberbleibsel eines Gemäuers, oder Gebäudes. Vermuthlich sind dies die Trümmer der alten Burg, von welcher Ermerens in seiner Geschichte von Rammekens sagt, daß sie zwischen diesem Fort und Vlissingen gelegen habe.

In dieser Gegend findet man auch zwei innere Dämme hinter dem äußeren, oder Seedamme, welche dazu bestimmt sind, die Fluten abzuhalten, im Falle der leztere von denselben durchbrochen würde. An den meisten Stellen, wo schon Durchbrüche in dem äußeren

Damme Statt gefunden haben, findet man hinter demselben solche zweite Dämme.

Wenn man dem Fort Rammekens näher kömmt, so kann man kaum glauben, daß dieses das Kastell sey, welches Kaiser Karl V. für eines der vorzüglichsten Bollwerke dieser Insel hielt. Nach solchen alten Festungswerken, welche bei ihrer Anlegung für unüberwindlich gehalten worden sind, kann man über die Kriegsbaukunst jener Zeiten urtheilen.

Die Anlegung der Grundvesten dieses Kastells, wovon die Verkleidung aus schwerem Mauerwerke besteht, ist sehr sonderbar. Ermerens versichert, daß das Fundament nicht auf Pfählen ruhe, sondern daß man den Grund bis auf die Sandlage ausgehöhlt, hierauf eine große Lage von Schutt und zerbrochenen Steinen geschüttet, und darauf sodann Steinplatten gelegt habe. — Man hat mir gesagt, daß selbst die Wallmauer von Vlissingen auf der Wasserseite nicht auf Pfählen ruhe. Vermuthlich ist auch dieses Werk auf dieselbe Weise erbaut, und doch hat man bis auf den heutigen Tag weder in dieser Mauer, noch in der von Rammekens irgend eine Beschädigung bemerkt, ob sie gleich beständig von den Meeresfluten bespült werden.

Das Fort Rammekens, welches dicht an der Rhede liegt, die von demselben den Namen erhalten hat, bestreicht und bedeckt dieselbe, und dient zugleich der Stadt Middelburg zu einer Vormauer; darum

suchten auch in dem spanischen Kriege beide Parteien wechselsweise diesen Ort zu behaupten oder zu erobern; dieses letztere gelang auch im Jahre 1573 ohne große Mühe dem Holländischen Obersten Boissot durch eine Kriegslist. Von dieser Zeit an that man von diesem Orte aus den Spaniern großen Abbruch.

Man sieht in diesem Fort noch eine besondere Art von Kasematten, welche in das Mauerwerk angebracht sind. Das Kommandanten-Haus ist ein ganz hübsches Gebäude; vorzeiten wollte man ein Lazareth daraus machen.

So oft ich meine Blicke von Rammekens aus auf die davor liegende Rhede umherirren ließ, so stellte sich meinem Gedächtnisse immer wieder das Andenken an den alten Glanz unserer Voraltern dar; hier glaubte ich, die tapfern Niederländer unter dem Befehle von Wilhelm aussegeln zu sehen, um die erlittenen Drangsale an den erboßten Feinden zu rächen, oder um unter Moritz, den Vertheidigern einer Festung, deren Ruhm nicht hinreichend verbreitet ist, Verstärkung und neuen Vorrath zu überbringen. Ich sehe hier den großen Ruiter mit seinen unsterblichen Schiffsgenossen nach blutigen Schlachten einen sicheren Ruheplatz suchen. Ich glaube noch jetzt die Wehklagen der Verwundeten, doch noch vielmehr den Siegesjubel der unüberwindlichen Seehelden zu hören; ich sehe die kühnen Freibeuter die Feinde bis aufs äußerste verfolgen, und das Meer von den Tyrannen desselben reini-

gen, um es für ein niedergedrücktes Volk frei und zugänglich zu machen; ja ich sehe endlich alle Schätze von Osten und Westen, aus allen Erdtheilen hier zusammenfließen, während nichts den Glanz dieser herrlichen Vorstellungen verdunkelt, außer der Gedanke an die Handelsleute, die mit Reichthümern beladen hierher zurückkommen, an welchen noch das Blut der unglücklichen Negersklaven klebt!

Doch alle diese Rückerinnerungen an die vorige Größe verschwinden vor dem Anblicke des heutigen Zustandes dieses Ortes. Eine Sandbank, die sich von Süd-Beveland herzieht, und bis über Vlissingen hinaus geht, nähert sich immer mehr dem Ufer der Insel Walcheren, breitet sich immer weiter aus, und nimmt jetzt gerade die Stelle ein, auf welcher sich vor Zeiten die mächtigsten Flotten versammelten, und wo Prinz Moritz im Jahre 1600 mit 2800 kleinen und größern Schiffen lag, da ist jetzt kaum noch eine kleine Oeffnung übrig, durch welche nur mit Mühe ein schweres Schiff fahren kann. Dieser Umstand allein ist hinreichend gewesen, Rammekens seines vormaligen Glanzes zu berauben; das Fort ist jetzt ein Landkastell geworden, das nun nicht mehr von der Seeseite her angegriffen werden kann, und wahrscheinlich ist die Zeit nicht mehr ferne, wo es, so wie die Rhede, völlig unbrauchbar und unnütz seyn wird.

Achtzehnter Brief.

Arnemuiden. — Geschichte und Einwohner. —

Der Fußpfad, welcher von Middelburg nach Arnemuiden führt, ist kein unangenehmer Spaziergang; er läuft längs dem alten Hafen von Middelburg und längs dem Orte Arnestein hin, von welchem dieser Haven, so wie Arnemuiden, d. h. Arneburg den Namen entlehnt haben. Von diesem alten Haven ist nichts mehr, als ein Theil des trockenen Bettes zu sehen.

Vor dem Eingange der Stadt, wenn man anders einen elenden Haufen von einigen Hütten, verfallenen Erdwällen und eingestürzten Mauern so nennen will, sieht man noch einige Ueberbleibsel von verfallenen Salzbereitungs-Anstalten.

Es ist bekannt, daß das heutige Arnemuiden nicht mehr dasselbe ist, welches vor Zeiten sich aus einem armseligen Zustande in einen glänzenden erhob, und schon vor Middelburg durch Handel und Reichthum blühete. Damals lag Arnemuiden unmittelbar an dem Ufer der Insel, und hatte eine Rhede, die sich von da bis zu dem gedachten Rammekens erstreckte, während Middelburg noch ein kleiner Haven und geringer Ort war. So ansehnlich und wichtig war Arnemuiden bereits in dem Laufe des zwölf-

ten Jahrhunderts, und gegen das Ende des dreizehnden trieb es einen sehr ansehnlichen Handel nach Norwegen. Doch eben dieses Meer, welches durch die Schiffahrt den Handel so sehr begünstigt hatte, durch welchen dieser Ort sich bereichert und empor gehoben hatte, bereitete nun auch seinen Untergang. Die Strömung nahm zu, die Fluten wüteten heftiger; das Wasser unterwühlte das Ufer, auf welchem die Stadt lag; schröckliche Erdfälle zerrütteten die Gegend; doch erhielt sich die Stadt noch in ihrem Zustande bis in das vierzehnte Jahrhundert, wo endlich der letzte Schlag sie traf, der die Einwohner nöthigte, ihre Wohnungen alle an eine andere Stelle zu verlegen. Durch diesen Unglücksfall hob sich erst Middelburg empor, wohin sich nun die Handelsleute begaben, um einen sicherern Aufenthalt zu finden; dies geschah um so leichter, da beide Orte nur eine Viertelstunde von einander entfernt sind. Daher schreibt sich nun auch Middelburg das Eigenthumsrecht von Arnemuiden zu.

Aus den Ueberbleibseln des alten Arnemuiden entstand ganz nahe bei derselben Stelle ein neuer Ort, welcher den ersten sehr bald an Wohlhabenheit und Glanz übertraf, und der Stadt Middelburg ihren Untergang drohete.

Die Chronikschreiber scheinen Vergnügen daran gefunden zu haben, die kurz dauernde Größe dieses aufs neue berühmten Ortes zu beschreiben. Ob es auch

gleich der Stadt Middelburg gelang, im Jahre 1493 sich Arnemuiden gänzlich unterwürfig zu machen, so konnte sie doch diese zunehmende Größe nicht hindern. „Der Haven, sagt Smallegange, wird zu allen Zeiten von ganzen Flotten besucht, welche hier aus- und einladen, und nach allen Erdgegenden gehen, oder von daher kommen."

Dies war der zweite Zeitpunkt von Arnemuidens Blüte; die aber nicht von langer Dauer war, da die Spanier nicht zögerten, diesen unglücklichen Ort wieder zu Grunde zu richten. Vlissingen's Beispiele zu Folge, hatte Arnemuiden sich zur Oranischen Partei geschlagen, und sich dem Spanischen Joche entzogen; aber bald ward dieser Ort ein Schlachtopfer seiner Freiheitsliebe. Der Herzog von Alva ließ denselben, da ihm sein Anschlag auf Vlissingen mißlungen war, durch alte und erfahrene Kriegsleute überfallen. Arnemuiden war damals noch offen und unbewehrt; es konnte also diesem Anfalle unmöglich widerstehen; es wurde schnell erobert, und alle, die sich zur Wehre gesetzt hatten, wurden, nebst einem großen Theile der übrigen Einwohner, ermordet; die wenigen Uebriggebliebenen retteten sich, so gut sie konnten. Der Ort wurde von dem Feinde rein ausgeplündert, und beinahe ganz zerstört. Alles was darin von Werthe zurückgeblieben, und fortzubringen war, wurde von demselben mitgeschleppt.

Dadurch zog sich nun der ganze Handel nach Middelburg, obgleich dieser Ort bald nachher wie-

der von den vereinigten Niederländern in Besitz genommen wurde. Die Vorrechte, mit welchen Wilhelm I. diesen Ort beschenkte, um die Einwohner für ihre Aufopferung zu belohnen, und das Versprechen, die Stadt zu befestigen, und ein Kastell zu ihrem Schutze anzulegen, vermochten kaum dieselben zu bewegen, zu ihren verlassenen Heerden zurückzukehren, und ihre alten Wohnungen wieder herzustellen oder wieder aufzubauen. Doch siegten endlich die Vortheile, welche ihnen die Rhede, als die Quelle ihres vormaligen Wohlstandes, anbot, welche noch immer nicht verdorben war; denn sie hofften, daß dieselbe ihren erlittenen Verlust bald wieder ersetzen würde. Dies geschah auch wirklich in solchem Maße, daß die neue Blüte das alte Glück weit hinter sich zurückließ. Smallegange sagt hierüber: „Der Erwerb wird hier täglich größer, die Schiffahrt nimmt zu, ganze Flotten aus allen Theilen der Christenheit laufen beständig hier aus und ein; Haus an Haus wurde hier aufgebaut, und darunter erhoben sich auch stattliche Gebäude. Die Stadt konnte die Größe ihrer Betriebsamkeit, die Menge der Einwohner, und den Zulauf der Kaufleute und Seefahrer kaum mehr fassen."

Was hierbei noch besonders zu bemerken ist, war die Sittenlosigkeit, welche aus diesem schnellen Emporblühen dieser Stadt entstand, und welche so groß war, daß alle Chronikschreiber jener Zeit dieselbe für eine der vornehmsten Ursachen des nachmaligen Untergangs von Arnemuiden, und die Folgen derselben

als eine Strafe für die verübten Missethaten ansahen. Mich dünkt es, Alles reiflich erwogen, daß eine solche Sittenlosigkeit die natürliche Folge des schnellen Emporkommens und so unerwartet geschwind anwachsenden Reichthums war. Alle Städte, welche langsam emporkommen, arten nicht weniger, als andere reiche Orte nach Verhältniß ihrer Größe allmälich aus, und neigen sich zur Sittenlosigkeit; aber die zugleich zunehmende Sittenverfeinerung, die Einrichtung wohlgeordneter Familien, und eine gut besorgte und kluge Polizei knüpfen ein allgemeines Band, und halten die öffentliche Sittenlosigkeit zurück, und während das Laster nur im Verborgenen wirken kann, finden Personen und Eigenthum daselbst vollkommene Sicherheit, und die Tugend einen Zufluchtsort. Hier aber stand die Stadt in keinem gehörigen Verhältnisse mit ihrem schnellen Aufblühen; sie konnte die Last ihrer so schnell angewachsenen Wohlhabenheit nicht ertragen; die kleine Bürgerschaft konnte hier nichts ausrichten gegen die beinahe unzählbare Menge von Seeleuten, die aus allen handeltreibenden Ländern hier zusammenflossen, gegen die Nationalvorurtheile, den wechselseitigen Neid und Haß, gegen die, ihrer Klasse eigene, Rohheit und Unbändigkeit, welche solche Leute, die an ein gefahrvolles Leben gewöhnt sind, mit sich hieher brachten. Daraus mußten natürlicher Weise die abscheulichsten Ausschweifungen und Unordnungen, nebst ihrem ganzen schröcklichen Gefolge entstehen. Die Stadt war ein beständiger Schauplatz von Zänkereien und Schlägereien; Spanier, Franzosen und Oster-

linger *) mordeten sich wechselsweise; besonders die letzteren, welche mit Aexten, Messern und Degen bewaffnet waren, schienen Alles, was ihnen vorkam, umbringen zu wollen. Die ganze Stadt kam in Verwirrung und Unruhe; die Bürger waren genöthigt, Thüren und Fenster zu verschließen, und ungestört allen Muthwillen in der Stadt verüben zu lassen. Die Justiz war zu schwach, sie mußte schweigen.

So schildert man uns den damaligen Zustand dieser Stadt; derselbe war jedoch nicht von langer Dauer; denn das Meer, das so viele Reichthümer, welche die Quelle des Sittenverderbnisses wurden, hieher gebracht hatte, schien den übeln Gebrauch derselben bestrafen zu wollen. Das Land, welches dasselbe weggespült hätte, füllte es nicht nur wieder an, sondern schob auch sein eigenes Bette in das Land hinein; die schönste Rhede, die man sehen konnte, wurde dadurch in Felder und Auen verwandelt, und alle Mittel, welche die Kunst dagegen anwandte, konnten es nicht verhindern, daß nicht da, wo vormals große Flotten vor Anker lagen, ein neues Land, nämlich St. Jooslandentstand.

Die einzige Ursache von dieser widersinnigen Erscheinung ist der Durchbruch des Landes zwischen Veere und Nordbeveland, wodurch die Strö-

*) Eigentlich Morgenländer; hier werden aber alle aus Osten Kommende verstanden.

mung die Richtung gegen Arnemuiden erhielt, welche diese Anschwemmung in den Jahren 1645 bis 1671 hervorbrachte, und so ward diese Rhede zu Grunde gerichtet, und so entstand eine neue Strecke Landes von ungefähr 960,000 Quadratruthen. Doch erhielt man durch Kunst noch einen schmalen Kanal zwischen diesem neuen Lande und der Insel Walcheren offen, das Arnemuid'sche Loch genannt, welches bereits zu Smallegangs Zeiten durchgewatet werden konnte. Es würde wohl unnöthig seyn, hier noch anzumerken, daß die Vernichtung der Rhede bei Arnemuiden, auch den unvermeidlichen Untergang der Stadt nach sich zog.

Die Geschichte dieser Stadt ist zu interessant, als daß man mir diese Abschweifung übel nehmen könnte. Wenige Städte in der Welt haben in einem so kurzen Zeitraume so viele abwechselnde Schicksale gehabt, wie diese; in einer Zeit von weniger als zweihundert Jahren ist sie viermal zerstört, und jedesmal wieder in den schönsten Zustand erhoben worden. Das alte und das neue Arnemuiden giengen durch ganz entgegengesetzte Naturbegebenheiten zu Grunde! Das eine Mal durch das allzugroße Wasser, und das andere Mal durch den Mangel an Wasser.

In einem kleinen Boote fuhr ich durch das vorgenannte Loch von Arnemuiden bei hohem Wasser, wo auch dann nur kleine Fahrzeuge durchkommen können, indem an manchen Stellen die Tiefe des Wassers nur zwei bis drei Fuß beträgt. Dieser kleine Kanal läuft

Bayerische Staatsbibliothek München

zwischen zwei Dämmen hindurch bis an den Eingang des Havens von Middelburg. Eine große Menge kleiner Schiffchen, die auf den Fang der Garneelen ausliefen, mit welchen die Einwohner ihr geringes Auskommen verdienen, verstopfte beinahe die äußere Durchfahrt. Ein trauriger Kontrast gegen die großen reichbeladenen Flotten, die ehemals alle Schätze der Welt den wohlhabenden Einwohnern zuführten; wo vormals die stärksten Vorgebirgsdämme und Pfahlwerke die Verwüstung des Meeres nicht abhalten konnten, wo die Schaluppen, aus Furcht vor den alles wegreissenden Fluten, sich den Schiffen nicht nähern durften, da kam ich jetzt nur mit Mühe durch den Schlamm und Sand vorwärts; und ohne Furcht konnte ich hier anlegen; denn das hohe Ufer war verschwunden. Die Stadt lag offen vor mir, und bot mir eine Ansicht dar, die mich hätte verleiten können, hier eine Verwüstung durch Erdbeben zu vermuthen, wenn mich nicht die bemoosten Steine und das Gras, das auf den Straßen wuchs, überzeugt hätten, daß hier die Armuth herrscht. Wie sehr bedauerte ich nicht einen Ort, der ehemals mit der Stadt Middelburg um den Vorzug ringen konnte, und der jetzt nur noch das Ebenbild des Elends war. Doch hatte ich wohl Ursache hierüber zu klagen; fand ich denn wirklich das Elend, das ich mir träumte? Ich sah hier Schifferfahrzeuge, beschäftigt mit ihren Netzen an dem Strande hinzufahren; dort kochte man gefangene Garneelen; weiterhin reinigte man die beschmutzten Kähne, am Lande giengen mehrere Gruppen von Fischern in friedlicher Ruhe hin und her, und

lustwandelten auf dem mit Bäumen besetzten Damme, der sich gegen die Stadt hinzieht; andere saßen am Ufer, und ihre Kinder spielten um sie im Grase. Die Weiber, aus deren Gesichtern Gesundheit strahlte, wohlgenährt und fleischig, trugen Körbe mit Fischen nach Middelburg und Vlissingen, oder kamen mit leeren Körben von da zurück; alle waren gut und warm, doch auf eine besondere Weise gekleidet; alle sahen vergnügt aus, und es herrschte die schönste Geselligkeit und gegenseitige Herzlichkeit unter ihnen. Jener Grad von Armuth, der nicht an Mangel gränzt, bewahrte sie vor den Lastern, die den Ueberfluß begleiten, und ihr Ansehen bewies, daß sie das Elend der Dürftigkeit nicht kannten; ihr einziger Wunsch schien sich auf ihr stilles einfaches Leben zu beschränken; auch schienen sie alle die Leidenschaften nicht zu kennen, welche sonst die Gefährten der Wohlhabenheit, des Reichthums und der daraus entstehenden Ehrsucht, Mißgunst und Eitelkeit sind. Die Einwohner dieser nun zerfallenen Stadt Arnemuiden genossen das Leben ruhiger, als ihre Vorfahren, die im Schoose des Glückes im Ueberflusse schwelgten.

Ich konnte mich nicht satt sehen an der Gruppe von Fischern, die hier mit der heitersten Ruhe im Blicke am Ufer rasteten, oder auf und abgiengen. Dieses veranlaßte mich über die Quellen der menschlichen Glückseligkeit nachzudenken; in diesem Nachdenken wurde ich aber durch einige von diesen guten Leuten gestört, die mich mit vieler Herzlichkeit anredeten,

aber nicht um mich anzubetteln, sondern, um mich wegen meiner Hierherkunft mit derjenigen Neugierde zu befragen, welche schuldlosen Naturkindern eigen ist, und zwar in demjenigen Tone, in welchem auch der Mensch, dessen Rock mit Gold beblecht ist, seines Gleichen erkennen muß. Lebt wohl, ehrliche Fischer von Arnemuiden, ich werde noch oft mich an euch erinnern, wann ich in verdorbenen Städten die rastlos hin und herlaufenden Menschen mit den verzerrten tükkischen, boshaften und vom Laster gebrandmarkten Gesichtern sehe. Ihr, gute Leute, kennt allein das wahre Glück!

Neunzehnter Brief.

Kleidung der Einwohner von Arnemuiden. — St. Joosland.

Noch Etwas von Arnemuiden! Die Kleidung der Einwohner ist mir weit sonderbarer vorgekommen, als die aller anderen Bewohner dieser Insel. Die der Weiber ist über alle Begriffe steif; die großen Hüte, die auf eine ganz andere Art gemacht sind, als die der holländischen Bäuerinnen, das dicht anliegende und lange Wamms, welches meist dicke Leiber in sich schließt, und die äußerst kurzen, und zugleich breiten Röcke, geben ihnen das Ansehen einer Fischtonne, in welcher ein dicker Stämpel stekt. Die Männer tragen ebenfalls, im Gegensatze der holländischen Fischer, sehr große

Hüte. Uebrigens gehen sie meistens wie die andern Fischer in diesen Gegenden gekleidet; denn die Fischerei ist hier auch der Hauptnahrungszweig, und von hieraus werden die Fische über die ganze Insel verführt.

Zwischen Arnemuiden und Rammekens liegt St. Joosland, welches in wenigen Jahren auf derselben Stelle, auf welcher ehemals die erwähnte große Rhede war, empor gewachsen und aufgeblüht ist, und nur, wie bereits gesagt, durch einen schmalen verschlemmten Kanal von Walcheren getrennt ist. Diese kleine Landstrecke schien mir den schönsten und fruchtbarsten Theil der großen Insel auszumachen. Man findet daselbst nur das einzige Dorf oder vielmehr Weiler Nieuwland.

Smallegange merkt als eine Besonderheit dabei an, daß man in dem angeschwemmten Erdreich, beinahe der Oberfläche desselben gleich, schwere Anker gefunden hat, die vor Zeiten auf dem Grunde des Meeres lagen, und mit der Erde von den Fluten empor gehoben worden sind.

Ich habe mehr als ein Schiff in den zeeländischen Löchern auf den Bänken oder auf dem Grunde sitzen sehen, die innerhalb 24 Stunden 6 und mehr Fuß tief einsanken, und dies erklärte mir die Möglichkeit der bereits genannten Vorfälle.

Zwanzigster Brief.

Terpen und Wieren. —

Merkwürdige Ueberbleibsel der alten Bewohner dieser Insel findet man auch auf der Oberfläche derselben in den grünen Hügeln, welche Terpen oder Bliedberge (auch tribunalia, tumuli) genannt werden. Die Zahl derselben ist sehr groß, und da das Land wegen seiner Fläche, bis zum Ekel eintönig ist, so geben sie ihm durch ihre mannichfaltigen Erhöhungen eine gar nicht unangenehme Ansicht. Einige derselben stehen dicht bei den menschlichen Wohnungen; andere befinden sich in der Mitte der Felder, einige findet man nicht weit von den Sanddünen; alle sind in der Größe von einander verschieden; einige derselben sind ganz kahl; andere sind mit Rasen bedeckt; wieder andere haben, welches ganz artig aussieht, einen einzelnen Baum auf ihrem Gipfel. Ueberhaupt genommen ist die Spitze dieser Hügel nicht flach, sondern oben abgerundet.

Oft habe ich mich mit Vergnügen auf einem dieser Hügel niedergesetzt, und meine Einbildungskraft, mit dem Rückblick auf die Geschichte der verflossenen Jahrhunderte seit dem Zeitpunkte, in welchem diese Hügel aufgethürmt wurden, beschäftigt. Von der Geschichte unserer Tage giengen meine Gedanken forschend in die Zeiten des Alterthums zurück; ich über=

dachte die Begebenheiten, von deren Gewißheit wir versichert sind sowohl, als auch den wahrscheinlichen Wechsel der Schicksale, und verlor mich endlich in dem düstern Ursprunge der Völkerschaften. Ich verglich die Sitten der gegenwärtigen Zeit mit jenen der ersten Einwohner, den gegenwärtigen Zustand dieser Gegend mit jenem, in dichtes Dunkel gehüllten der früheßten Urzeit und überblickte die muthmaßlichen Verschiedenheiten derselben. Dann stellte ich mir in meiner Einbildung wieder vor, ich ruhe über der Asche eines Helden, der sich durch Bekämpfung der Feinde um sein bedrängtes Vaterland verdient gemacht, und dem man hier ein unvergängliches Denkmal errichtet habe; dann spiegelte mir meine Einbildungskraft wieder die geängstigten Einwohner vor, die mit ihrem zahmen Viehe unter lautem Gewinsel und Geschrei vor den hinter ihnen herstürmenden Fluten des Meeres flohen. Endlich stellte ich mir wieder vor, an der Stelle eines Feldherrn zu stehen, der seine ringsumher aufgestellten Truppen, mit lauter Stimme zum Kampfe gegen die andringenden Feinde aufmunterte. So verirrte sich hier meine Phantasie in tausenderlei Trugbildern, die wohl eben so wenig gegründet sind, als die verschiedenen Meinungen der Schriftsteller von der Bestimmung dieser Terpen, die eben so wohl Grabhügel seyn, als auch den Zweck gehabt haben können, bei Ueberschwemmungen, den Einwohnern zu sichern Zufluchtsörtern zu dienen. Diese Meinung wird von vielen für die wahrscheinlichste von allen gehalten; denn die Geschichtschreiber sagen uns, daß diese Insel in den ältesten Zeiten, ehe sie durch Dämme geschützt

war, oft von den Fluten des Meeres überschwemmt worden ist. Doch diese Meinung wird wieder durch den Umstand bestritten, daß, wie man ziemlich sicher weiß, diese Insel schon in den frühesten Zeiten bewohnt war. Der ältere Plinius giebt uns hierüber einen nähern Aufschluß zu Gunsten dieser Meinung, indem er sagt: das unglückliche Volk der Friesen besitze in seinem Lande ziemlich hohe, von Menschenhänden aufgeworfene Hügel, um von denselben herab das Steigen der hohen Fluten zu beobachten.

Smallegang schließt hieraus nicht ohne Anschein von Wahrheit, daß diese Hügel schon in den allerfrühesten Zeiten aufgeworfen worden seyen, und vermuthlich den Einwohnern während der großen Ueberschwemmungen zum Aufenthalte dienten. Demselben stimmt auch der Verfasser des gegenwärtigen Zustandes von Friesland bei, indem er sagt: „Vor und „auch noch einige Zeit nach Christi Geburt, scheint „Friesland ohne Dämme gegen die Meeresfluten „gewesen zu seyn; um sich nun gegen das Andringen der„selben sicher zu stellen, wußten die Einwohner desselben „sich nicht anders zu helfen, als daß sie sich auf Höhen zu „retten suchten, welche über den höchsten Stand der „Fluten erhaben waren, und wo diese fehlten, kamen „sie natürlicher Weise auf den Einfall, solche Anhöhen „durch Kunst zu errichten, deren Zahl immer zunehmen „mußte, jemehr die Zahl der Einwohner anwuchs. „Man nannte solche Anhöhen, welche einen flachen „Rücken hatten, und geräumig genug waren, um

„ganze Ortschaften, ja sogar Sädte zu fassen, Terpen; „die kleinern, minder flachen, Anhöhen aber Weerden „oder Wieren, das heißt Werder oder Inseln, wel„che noch höher waren, als die vorhergenannten.“

Hier wird also zweier verschiedener Gattungen von Hügeln erwähnt, beide jedoch zu gleichem Zwecke bestimmt; auch ist es, wie der gedachte Schriftsteller sagt, wahrscheinlich, daß man die kleinern in frühern Zeiten aufwarf, und die größern erst in spätern Zeiten, als die Noth noch dringender wurde.

Soviel ist gewiß, daß die künstlichen Anhöhen, welche man auf der Insel Walcheren findet, nicht zu den eigentlichen Terpen gehören, sondern zu den Werden, indem sie zu klein sind, um Weiler oder gar Dörfer zu fassen. Sollten sie aber ebenfalls dieselbe Bestimmung gehabt haben, wie die Werden in Friesland? Dieses verdient noch eine nähere Untersuchung.

Plinius sagt überhaupt von diesen niedrig gelegenen Ländern, daß die Meeresfluten zu verschiedenen Malen diese niedrigen Länder überschwemmt hätten, so daß es zweifelhaft wurde, ob man sie zum Meere oder zum troknen Lande rechnen sollte. Er sezt hinzu, die Leute auf diesen Anhöhen hätten, während der Ueberschwemmung, Seefahrern auf ihren Schiffen oder vielmehr Schiffbrüchigen geglichen, die sich aus den Fluten dahin gerettet hatten.

Es ist nun die Frage, ob man diese Stelle im Ganzen auf die Insel Walcheren überhaupt anwenden kann? Wir wollen die Sache noch etwas näher untersuchen. Ich habe schon gesagt, daß mehrere alte Schriftsteller behauptet haben, die Insel Walcheren habe vor Zeiten mit dem festen Lande von Flandern zusammengehangen. Dies ist jedoch wenigstens sicher, daß die Sanddünen auch schon damals diese Insel auf der Seeseite umgaben, und gegen die stürmenden Wogen beschützten. Die Schelde ergoß sich damals vorzüglich, wo nicht ganz, in die Maas und in den Roompot, und kann die Insel Walcheren damals nur durch ein schmales Kanälchen von den gegenüberliegenden Inseln getrennt haben. Die ältesten Chronikschreiber versichern, Nordbeveland und Walcheren seyen vor Zeiten nur durch einen schmalen Wasserarm von einander geschieden gewesen; Südbeveland lag damals zum Theil an Flandern, von welchem es auch nur durch einen engen Graben getrennt war.

Die Ueberschwemmungen dieser Insel konnten also damals allein von der Schelde herrühren; und wenn dem so ist, wozu sollten dann die zerstreuten Hügelchen dienen, da die weit ausgedehnten Sanddünen so viele sichere Zufluchtsörter anboten, so daß ganz sicher zehnmal mehr Menschen, als die Insel Walcheren bewohnten, auf denselben Schutz und Sicherheit finden konnten?

Man kann zwar wider dieses einwenden, daß diese Hügel zum Besten derjenigen Familien aufgeworfen waren, welche zu weit im Innern wohnten, um im Nothfalle schnell genug die Dünen erreichen zu können. Dieses ist aber nicht wahrscheinlich, da in jenen Zeiten wohl nur wenige Familien im Innern der Insel wohnten, indem, soviel man weiß, die ersten Einwohner sich längs der Dünen bei Westkapelle und Domburg hin angesiedelt hatten; auch findet man solche künstliche Hügel an mehreren Stellen ganz nahe bei den Sanddünen.

Was noch mehr ist, so liegt die Insel Walcheren im Durchschnitte genommen, ungefähr drei Fuß tiefer als die gewöhnliche Oberfläche des Meerwassers; in den ersten Zeiten der Bevölkerung derselben muß die tiefe Lage noch beträchtlicher gewesen seyn; das Meer muß daher damals entweder gar keinen Zugang zu dieser Insel gehabt, oder sie jeden Tag überströmt haben. In dem ersten Falle wären diese Sicherheitshügel ganz unnütz geblieben, und im andern hätte die Insel gar nicht bewohnt werden können.

Wie kömmt es denn noch überdies, daß diese Hügel, wenn sie denn zu Zufluchtsörtern bestimmt waren, durchaus auf ihrem Gipfel keine Fläche haben, so daß man nirgends eine Stelle findet, wo die Flüchtlinge zu ihrem Schutze eine Hütte hätten aufschlagen können, da viele derselben nicht Raum genug für eine einzige Bauerfamilie, mit ihrem Zubehör, haben; man

findet nirgends einen Steg oder Weg, auf welchem man das Vieh hätte hinauftreiben können; auch sind dieselben größtentheils so niedrig, daß sie keinen Schutz gegen Sturm und Wetter, noch viel weniger gegen die heranstürzenden Fluten hätten gewähren können, die sich im Gegentheile darüber hingewälzt hätten, wie sie dies noch jetzt bei den Dämmen von Westkapelle thun.

Ich darf daher gar wohl aus allem diesem folgern, daß diese Hügelchen durchaus nicht als Zufluchtsörter angelegt worden sind, da sie sich auch gar sehr von den größern Anhöhen unterscheiden, welche Plinius beschreibt, welche man Terpen nennt. Aber warum giebt man den kleinern Hügeln in Friesland den Namen Wieren, welcher doch wohl von Weeren d. h. abwehren, vertheidigen herkömmt? Sollte etwa hier eine Verwechselung vorgegangen seyn, und sollte etwa Wieren das seyn, was man jetzt Terpen nennt? Aus dem, was bisher gesagt worden ist, erhellet wohl zur Genüge, daß diese sogenannten Bliedberge nicht zu Sicherheitsörtern bestimmt gewesen seyn können. Ich halte es daher für das wahrscheinlichste, daß sie ihrer Bestimmung nach Grabhügel oder Begräbnißplätze waren. Es ist bekannt, daß die ältesten Bewohner dieser Gegenden, wie Tacitus und Cäsar melden, gleich den Römern vor Zeiten ihre Todten verbrannten und wahrscheinlich auch, nach der Sitte anderer Völker, die Asche derselben aufbewahrten. Die Römer hatten zu diesem Ende Gewöl-

be, Aschenkrüge, herrliche Grabmäler, je nach dem Ruhm und Vermögen des Verstorbenen; diese Art hingegen, die Asche der Verstorbenen zu ehren, darf man bei rohen unkultivirten Völkern nicht suchen. Kaum im Stande sich selbst vor den Unbequemlichkeiten des Landes zu schützen, waren sie es noch weniger, ihren Verwandten dauerhafte Denkmäler zu errichten. Das Zusammenreihen der Urnen, in welchen die Asche der Verstorbenen aufbewahrt wurde, Thränenkrüge und was noch sonst dazu gehört, setzen schon Fortschritte in den Wissenschaften und in der Kultur voraus, welche man den ersten Bewohnern dieser Küsten nicht zugestehen kann. Da sie ein Land bewohnten, dessen Oberfläche tief unter dem Meeresspiegel lag, so konnten sie die Asche ihrer Verstorbenen doch nicht wohl in dem feuchten Grunde aufbewahren, noch weniger in den immerfort verweheten Dünen. Nichts ist daher natürlicher, als daß dieselben, eben so, wie die alten Aegypter, in diesem Falle, ihre Zuflucht zu den harten Felsen nahmen, zu demselben Ende, in Ermangelung von Felsen, diese Hügel aufwarfen, deren jeder zur Aufbewahrung der Asche einer ganzen Familie, oder auch wohl einer ganzen Dorfschaft gedient haben mag. Die Asche mußte sich natürlicher Weise bald so innig mit der Erde vermischen, so daß keine Spur mehr davon gefunden wurde. Dies ist dann wohl auch die natürlichste Ursache, warum man hier bei dem Nachgraben weder Aschenkrüge, noch andere Ueberbleibsel zu entdecken im Stande war. Vielleicht hat man auch nicht tief genug nachgegraben.

Als die Römer auf diese Insel kamen, lehrten sie die Einwohner ihre Art, die Asche in Töpfen aufzubewahren, und aus diesen Zeiten sollen sich die Urnen, Thränenkrüge und Todtenlampen herschreiben, von welchen man Ueberbleibsel bei der Entdeckung der Domburgischen Alterthümer vorgefunden hat.

Es ist daher wohl möglich, daß man bei näherer Untersuchung dieser Hügel noch einige alte Ueberbleibsel finden würde, welche über diesen Gegenstand Licht verbreiten können. Die alten Germanier hatten die Gewohnheit bei dem Verbrennen vornehmer Männer, neben ihrer Asche auch ihre Waffenrüstungen, ihr Pferdezeug und dergleichen zu begraben; welches hier, wenn anders diese von der übrigen Welt getrennten, ungesitteten Küstenbewohner, regelmäßige Oberhäupter gehabt haben, auch gar wohl der Fall gewesen seyn könnte.

Was mich in meiner Meinung, im Betreff dieser Grabhügel, noch mehr bestärkt, dies ist die Entdeckung, welche man im Jahre 1777 auf der Insel Texel machte, wo man einen Grabhügel fand, welchen der Zeichner van Cuik, der im Jahre 1779 ihn besuchte, abgebildet hat, und welcher völlig in Allem den Anhöhen gleicht, die man auf der Insel Walcheren findet. Er hat einen Umfang von 136 Rhein. Fuß, und 14 Fuß in der Höhe, welche jedoch, nach der Aussage der Landleute, vor Zeiten beträchtlicher gewesen seyn soll. Man fand in demselben verschiedene kriegerische und andere Geräth-

schaften und Waffen, als z. B. Stücke von Lanzen, Beile, Pferdegebisse, Durchschlaglöffel, nebst einigen metallenen Töpfen; welches alles deutlich beweist, daß hier, nach der Sitte der alten nordischen Völker, die Asche eines Vornehmen vergraben war. Da nun die ursprüngliche Bestimmung dieses Hügels keinem Zweifel mehr unterworfen ist, so sehe ich nicht ein, wie man noch Bedenken tragen kann, den übrigen ähnlichen Anhöhen dieselbe Bestimmung zuzuschreiben.

Nun aber wird man fragen, wie kömmt es, daß man in diesem Hügel Dinge gefunden hat, die man in keinem auf der ganzen Insel Walcheren entdecken kann? Diese Frage ist aber leicht zu lösen, wie ich schon oben angezeigt habe, besonders wenn man bedenkt, daß diese Geräthschaften sich aus den Zeiten herschreiben, in welchen die Römer unsere vaterländischen Inseln besuchten; dies erhellt auch aus den Namenszeichen römischer Arbeiter, welche man auf den Löffeln u. s. w. gefunden hat. Man wird sich daher gar nicht wundern, daß die Bauern, welche von Zeit zu Zeit an dem Fuße des Hügels nachgruben, thönerne Krüge fanden, in welchen die Asche verstorbener Römer aufbewahrt war, welches die Eingebornen dann auch von den Römern erlernt haben. Es ist wohl möglich, daß auch hier ein römischer Begräbnißplatz, nach Landesart eingerichtet, war.

Aus den Erzählungen der Bauern, welche verschiedene Aschenkrüge gefunden haben, schließe ich, daß

der mehrgedachte Hügel auf der Insel Texel kein besonderer, sondern ein allgemeiner Begräbnißplatz gewesen, und daß sich demnach van Cuik irrt, wenn er glaubt, daß derselbe das Grabmal einer einzigen Person gewesen sey. Ich vermuthe, daß dies derselbe Fall mit allen ähnlichen Hügeln gewesen sey.

Diesemnach möchte man wohl annehmen dürfen, daß die verschiedenen Arten von künstlichen Anhöhen, welche man in den Niederlanden findet, nach der Verschiedenheit ihrer Gestalt, auch zu verschiedenen Zwecken dienten, und daß die großen Anhöhen mit flachen Rükken wirklich, wie Plinius erzählt, zu Schutzörtern bei Ueberschwemmungen dienten; daß die kleinen und runden Hügel aber Begräbnißplätze waren, und von dieser Art allein findet man sie auf der Insel Walcheren.

Ich will dabei nicht läugnen, daß nicht diese Begräbnißhügel auch, in den Zeiten der Ueberschwemmung, zu Sicherheitsörtern gedient haben mögen. Dies war auch ganz natürlich, wegen der langsamen Erhöhung des Landes, wodurch die Bevölkerung der Insel, innerhalb der Dünen, zunehmen mußte, wegen des Anwachses der Ströme und der Erweiterung der Kanäle, so wie auch wegen der Wegspülung der Dünen, wo dann die Einwohner bei großen Ueberschwemmungen sich genöthigt sahen, zu den nächsten besten hochgelegenen Stellen, und somit auch zu den Grabhügeln ihre Zuflucht zu nehmen. Dies mußte auch so lange Statt finden, bis man bei zunehmenden Einbrüchen des

Meeres und Anwachsen der Bevölkerung genöthigt waren, die Insel durch Dämme gegen die Fluten zu schützen.

Ein und zwanzigster Brief.

Luftbeschaffenheit, Gesundheitszustand. Bäume.

Wenn wir das Zeugniß der Schriftsteller, welche von dieser Insel geschrieben haben, die entweder nicht in der Provinz Zeeland geboren waren, oder auch, wenn sie daselbst geboren waren, aber lange in andern Ländern wohnten, anhören und ihnen Glauben beimessen wollten, so müßten wir glauben, die Luftbeschaffenheit der Insel Walcheren sey von der allerschlimmsten Art. Der Dichter Ianus secundus sagt: „Walcheren, diese, „wegen ihres salzigen Bodens unglückliche Insel, wel„che ringsumher von einem ungestümmen Meere umbrüllt „wird, ist mir zuwider; hier hört man nie den Gesang „der Vögel; das wilde Meer stürmt von allen Sei„ten heran, während der Himmel stets mit dicken Wolken „überzogen ist. Der Nordwind, der unbeständige Süd„wind und der kalte Ostwind, wehen hier beinahe an„haltend; während man von dem sanften Westwinde „nie etwas verspürt.“

Wenn man nun auch diesen Dichter der Uebertreibung beschuldigen will, was soll man dann zu dem.

jenigen sagen, was der englische Gesandte Jonstal im Jahre 1517 an den gelehrten Erasmus schrieb. Er klagt nämlich in seinem Briefe, daß er mit den Seinigen nur mit genauer Noth gesund aus Zeeland nach Hause gekommen sey, so sehr habe ihm die faule und giftige Luft dieser Gegend zugesetzt; die Fieberanfälle habe er nur durch mehrtägiges Fasten vertreiben können; er schildert das Wasser dieser Insel so schwarz und bitter, daß er nicht anders glauben könne, als daß der Höllenfluß Styx in der Nähe vorbeifließen müsse. Ob er gleich der bequemen Lage und Fruchtbarkeit dieser Insel Gerechtigkeit widerfahren läßt, so erklärt er doch, daß er höchst erfreut gewesen sey, das feste Land wieder zu betreten, worin gesündere Luft herrsche. Nicolaus Everard versichert noch obenein, daß von tausend Menschen, welche auf dieser Insel leben, kaum einer das fünfzigste Jahr erreiche, welches er der Feuchtigkeit der Luft zuschreibt, von welcher er sagt, daß sie sogar das Eisen von selbst aufzehre.

Wenn man diesen und andern Gerüchten Glauben beimessen wollte, so müßte man nicht anders glauben, als daß diese Insel das Grab aller Fremden sey. Die meisten Einwohner hingegen hegen eine ganz entgegengesetzte Meinung von der Luft die sie einathmen, indem sie ihr die Gesundheit zuschreiben, die sie genießen, und zwar aus denselben Gründen, aus welchen man ihre Ungesundheit beweisen will. So sagt z. B. Smallegange: „Die scharfe Salzigkeit der Luft dulbet

„keine faulen noch giftigen Dünste, sondern reinigt das „Blut, und erhält die Gesundheit stark und dauer„haft." Er mag wohl Recht haben, denn hier herrscht keine andere, als eine scharfe Salzluft und jeder kann bemerken, daß die Küstenbewohner, welche am meisten der scharfen Seeluft ausgesetzt sind, zu den stärksten und robustesten Menschen gerechnet werden können, und ein nicht minder hohes Lebensalter erreichen, als die Bewohner von Gegenden, in welchen eine trocknere Luft und beständigere Witterung herrscht. Doch ist auch nicht zu läugnen, daß die Insel Walcheren eine Naturbeschaffenheit habe, welche nicht jedem Menschen zuträglich ist.

Fürs erste sind die Winde sehr veränderlich und die Witterung höchst unbeständig. Die Seewinde sind immer feucht, und die trocknen Landwinde sind, so wie die Nord- und Nord-Ostwinde, kalt und nicht selten stürmisch; auch hat man bemerkt, daß diese Winde allein einen Theil des Winters hindurch und zu Anfang des Frühlings herrschen. Den größten Theil des Jahres hindurch wehen die Süd-West- und Westwinde ziemlich sanft, doch sehr feucht, so daß sie einen nassen Dunst über die ganze Insel hinein verbreiten; besonders findet dies gegen Abend und wohl auch gegen Mitternacht statt; oder der Seewind erhebt sich ein wenig, und verdunkelt auch an den schönsten, wärmsten und heitersten Tagen die Luft; die Sonne verschwindet sogleich und man fühlt sich plötzlich aus einer trocknen warmen Luft in einen kühlen und feuch-

ten Dunstkreis versetzt, welcher schnelle Uebergang natürlicher Weise auf menschliche Körper, die nicht daran gewöhnt sind, oder nicht genugsam dagegen verwahrt werden, einen schlimmen Einfluß haben muß. Ich habe einige Jahre lang die meteorologischen Beobachtungen untersucht, und gefunden, daß diese Wirkung der Seewinde so allgemein, und der dadurch verursachte Wechsel in dem Dunstkreise so groß ist, daß man in mehreren Jahren nicht über 25, ja in anderen nur eilf wirklich anhaltend trockne Tage auf dieser Insel gehabt hat.

Dazu kommt denn noch die niedrige Lage des Bodens dieser Insel, welche auch wieder ihren besondern Einfluß auf das Klima hat; denn je niedriger ein Land gelegen ist, desto stärker muß der Druck des Dunstkreises auf dasselbe und die Luft desto dicker seyn, welche Erfahrung besonders in den Gebirgsgegenden bestätigt wird. Man irrt sich daher gar sehr, wenn man, wie einige wollen, diese schwerere und dunstigere Luft der Verdickung derselben durch die Kälte zuschreiben wollte; da hingegen die Wärme desto stärker ist, je näher man dem Mittelpunkt der Erde ist; darum findet man auch auf den höchsten Bergen die reinste und zugleich die kälteste Luft. Diese Bemerkungen haben noch alle Reisende gemacht.

Es ist auch vollkommen wahr, daß es auf der Insel Walcheren seltener schneit und weniger gefriert, als im eigentlichen Holland, woran sowohl die niedere

Lage des Landes, als das salzige Wasser und die Feuchtigkeit des Dunstkreises Schuld sind.

Die Luft ist daher auf der Insel Walcheren, wann warme Winde wehen, den meisten und besonders den empfindlichen Menschen nachtheilig; denn sie ist dann drückend, feucht und unbeständig; sie macht die Nerven erschlaffen, und verbreitet eine Schwäche über alle Organe des menschlichen Körpers, lähmt alle Kraft und ist die Quelle einer Menge von Krankheiten.

Mit dieser an sich schon feuchten Luft vereinigen sich dann noch die Ausdünstungen des sumpfigen Landes, dessen Gefilde im Winter immer mit Wasser bedeckt sind, das nicht überall seinen gehörigen Ablauf hat, und daher sich zum Theil in den Boden verschlüpfen und zum Theil, bei der Annäherung des Sommers, in schädliche Dünste auflösen, und mit dem Dunstkreise vereinigen muß. Eben dasselbe ist der Fall mit den übrigen stehenden Wassern und Kanälen, deren Ausdünstungen ebenfalls die Luft vergiften, wovon man die Folgen besonders in den weiter im Lande liegenden Ortschaften empfindet.

Alles übrige Wasser der Insel ist noch obenein unrein und von garstiger Farbe, denn da das Land so niedrig liegt, so haben die Bäche und andere fließende Wasser keinen hinlänglichen Fall, fließen daher nur langsam, und können daher auch kein ganz frisches und gesundes Wasser haben; aus derselben Ursache sind die süßen Gewässer auf der ganzen Insel ohne Fische.

Ja es scheint wirklich ganz gewiß zu seyn, daß der ganze Boden dieser Insel bis auf die Oberfläche mit salzigem Wasser durchzogen ist; woher dann auch der unerträgliche Gestank kömmt, der an manchen Orten aus der Erde aufsteigt, wenn man tief in dieselbe eingräbt, und diesem Umstande darf man es wohl auch zuschreiben, daß man auf der ganzen Insel keine Maulwürfe findet.

Alle diese verdorbenen Ausdünstungen vermischen sich mit der bereits feuchten Luft, und machen diese Insel nicht allein für alle diejenigen ungesund, die nicht hieran gewöhnt sind, sondern müssen auch auf jeden andern Menschen einen schlimmen Einfluß haben.

Aus dem hier Gesagten werden viele Leser, so wie auch mehrere unserer Landsleute, den Schluß ziehen, daß die Bewohner dieser Insel sich in einem höchst elenden Zustande befinden müssen, und daß es wahr sey, was, wie bereits gedacht, Everard gesagt hat, daß die Menschen hier nicht über fünfzig Jahre alt werden können. Aber auch hier zeigt sich der Beweis, daß es beinahe nichts giebt, woran sich die menschliche Natur nicht gewöhnen könnte.

Der schlimme Einfluß der ungesunden Ausdünstungen dieser Insel wird größtentheils wieder durch die gesunde Seeluft vertilgt, die von allen Seiten her auf diese Insel bläst, wobei auch die beständig wehenden Winde die Luft erfrischen, so daß die Orte, welche unmittelbar am Meere liegen, für diejenigen, welche an

die Seeluft schon gewöhnt sind, nicht ungesünder zu seyn scheinen, als viele andere Gegenden in unserm Vaterlande.

Unter allen diesen Orten muß der Stadt Vlissingen ohne Zweifel die erste Stelle eingeräumt werden; denn hier wird das Wasser täglich durch die Flut erneuert, und wenn die Luft schon jeder Zeit feucht ist, so ist sie doch dabei rein. Wenn aber auch andere Ortschaften diesen Vortheil nicht in gleichem Maße genießen, weil sie tiefer im Innern des Landes liegen, so muß doch auch die kühle Seeluft, so wie der abwechselnde Wind zum Besten für die Gesundheit der Einwohner wirken, indem die Insel nicht allzu breit ist.

Es ist jeder Zeit Pflicht, auf seine Gesundheit Acht zu haben, man lebe auch wo man wolle; doch hier, wo eine so sehr von der Luftbeschaffenheit anderer Länder verschiedene herrscht, ist es wohl doppelte Pflicht, für seine Gesundheit besorgt zu seyn. Da nun Mäßigkeit und regelmäßige Lebensart ein Haupterforderniß zur Erhaltung der Gesundheit ist, so muß man auch jeder Zeit sich in derselben nach der Beschaffenheit des Landes richten. Alle den Magen schwächende Speisen und Getränke, das bloße Wasser, das hier nicht rein genug ist, das Bier, der Kaffee und andere solche Getränke tragen dazu bei, den menschlichen Körper für die schlimmen Einwirkungen der feuchten, erschlaffenden Luft empfänglich zu machen, und kein elenderes Mittel könnte man gebrauchen, um dem Fieber zuvor zu kommen, als dasjenige, welches

Jonstal anräth, nämlich das strenge Fasten. Harte, nahrhafte Speisen, stärkende Getränke, unverfälschter rother Wein in gehöriger Maße getrunken, erhöhen die Schnellkraft des Körpers, und machen ihn minder empfänglich für die Unbeständigkeit des Wetters. Doch sehr leicht kann man auch dieses Verwahrungsmittel zu weit treiben, und sich durch unmäßigen Genuß von Wein, und andern hitzigen Getränken und Speisen erst die Gesundheit verderben, und dann will man dem Klima die Krankheiten zuschreiben, die man sich selbst durch Unvorsichtigkeit oder Unmäßigkeit zugezogen hat.

Was mich betrifft, so kann ich mich nicht über das Klima dieser Insel beklagen; ich habe nichts von den übeln Einflüssen desselben empfunden, und während meines Aufenthalts daselbst immer einer eben so guten Gesundheit genossen, als in irgend einer andern Gegend unsers Vaterlandes; aber ich habe auch sorgfältig über mich gewacht; ich habe mich vor Erkältung, Feuchtigkeit, Wind, Morgen- und Abendluft genau in Acht genommen, und meine Lebensweise nach den Erfordernissen dieses Klimas eingerichtet.

Es scheint aus den ältesten Schriftstellern über diese Insel zu erhellen, daß dieselbe in den frühern Jahrhunderten von Bäumen ganz entblößt war; in neuern Zeiten hingegen, hat man sich mehr auf das Anpflanzen von Bäumen gelegt, und man hat deren viele sowohl um die Städte her, und auf den Spaziergängen,

als in der Absicht, die Frische der Luft zu befördern, gezogen. Doch sollte man nicht dadurch gerade das Gegentheil bewirkt haben? Van den Bosch, ein gelehrter Beobachter, sagt in seiner Preisschrift über die Krankheiten unsers Vaterlandes: „Schattige Bäume und „Gebüsche lassen im Herbste ihre Blätter fallen, welche „sodann verfaulen, und die der Gesundheit nachtheili„gen Dünste vermehren helfen, wodurch dann leicht in „einem feuchten Klima Krankheiten entstehen. So „giebt man auch als eine Mitursache der Krankheiten „zu Nimwegen an, daß die Einwohner gewöhnt „sind, täglich in dem Kelfkensbusche herum zu spazie„ren, wo sie die feuchten und schädlichen Dünste ein„athmen, welche aus den Pfützen aufsteigen, welche „bei Regenwetter unter den Bäumen entstehen, und „worin die abfallenden Blätter verfaulen. Dasselbe „sagt man auch von dem Haag, wegen des nahe ge„legenen Busches, so wie von Alkmaar und Haarlem, „wo ebenfalls die Baumpflanzungen viel Wasser an sich „ziehen, das die Fäulniß begünstigt, welche die Luft „verpestet. Man behauptet, daß die Ungesundheit von „Alkmaar daher rühre, und daß dies die Ursache sey, „warum alle Krankheiten daselbst einen schlimmern „Charakter haben als anderswo."

Wenn nun diesem zu Folge die Baumpflanzungen in noch höher gelegenen Gegenden einen so nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit des Menschen haben, um wie viel stärker muß nicht derselbe in einem so tief gelegenen Lande seyn, wo die Luft noch überdies

beständig von so schädlichen Ausdünstungen geschwängert ist.

Ferner bringen hier die vielen Bäume noch den Nachtheil hervor, daß sie die heilsamen Seewinde aufhalten, welche hier die Luft von den schädlichen Dünsten reinigen und erfrischen. Diese Bäume sind also Ursache, daß die Luft nicht so leicht kann abgekühlt und die Dünste verweht werden, die sodann näher an der Erde hängen bleiben, und die atmosphärische Luft vergiften, welche der Mensch athmen muß; auch muß die allgemeine Feuchtigkeit des Dunstkreises dadurch zunehmen, und folglich beraubt man sich selbst durch die vielen Baumpflanzungen einer Wohlthat, welche die Natur selbst angeordnet hat, um dadurch die Gesundheit der Insulaner gegen die schlimmen Ausdünstungen zu schützen.

Um sich von den Einflüssen großer schattigen Bäume zu überzeugen, darf man nur einige Blicke auf die Inseln der Südsee und den westlichen Ocean werfen, wo die Waldungen, mit welchen dieselben bedeckt sind, ganze Wolken an sich ziehen, die sich daselbst anhäufen, in feinen Regengüssen herabrieseln und sogleich erfrischende Bäche bilden, welche Leben und Fruchtbarkeit einem versengten Boden mittheilen; da hingegen diese Inseln, ohne diese Anhäufung von Dünsten, oft keine einzige Wasserquelle besitzen würden. Hat man nicht auch die Bemerkung gemacht, daß die Insel Madera, seit sie ihrer vielen Waldungen beraubt worden ist, mehr

als jemals Mangel an Wasser leidet? — Dieselbe Anhäufung von Dünsten muß hier bei großen Baumpflanzungen um so stärker seyn, da ohnehin der Dunstkreis so äußerst feucht ist, und die Dünste müssen dann um so mehr verschlimmert werden, als die Winde sie nicht verwehen können.

Darum ist auch die Stadt Vlissingen gesünder als Middelburg, da sie weit offner liegt und luftiger gebaut ist, auch in ihren Umgebungen keine hohe Baumpflanzungen sich befinden, welche die schädlichen Ausdünstungen zurückhalten und die Winde verhindern, die Luft zu erfrischen.

Es würde daher wohl am besten gethan seyn, wenn man auf der Insel Walcheren es beim Alten lassen, und mehr der Natur folgen wollte, welche immer neben die Uebel, die sie austheilt, auch die Hülfsmittel dagegen hinlegt, welche der Mensch aber nicht immer gehörig zu benutzen versteht.

Zwei und zwanzigster Brief.

Grund. — Erdbrüche. — Produkte der Insel. —

Was den Grund und Boden und die Produkte der Insel Walcheren betrifft, so bin ich nicht im Stande aus eigener Erfahrung vollständigen Bericht darüber zu ertheilen, da es mir allzusehr an Gelegenheit mangelte, diese Gegenstände näher und genauer zu untersuchen.

Der Boden ist, so wie Smallegange überhaupt mit Recht von den zeeländischen Inseln anmerkt, fett, schwer und thonartig; die Art von Thon, aus welcher derselbe besteht, ist zwar an sich nicht schwer und leicht zu bearbeiten; er ballt sich auch leicht zusammen, so daß er einen festen Körper ausmacht und darum ist dieser Thon sehr tauglich zum Baue der Dämme, welche auch gewöhnlich ganz allein aus demselben bestehen. Wenn man in einer gewissen Tiefe nachgräbt, da findet man diesen Thon feucht und stinkend, und endlich kömmt man auf eine Lage von jener berühmten schwefelartigen und gleichsam mit Stoppeln vermischten Erde, welche man Darink nennt, und deren man sich ehemals zum Brennen und zum Salzsieden bediente; unter dieser Lage findet man sodann Sandgrund und Wasser *).

*) Dieser Darink ist wohl nichts anders, als die Braunkohle, die aus altem Torfe mit Erdpech vermischt, entsteht. Anm. d. Ueb.

In einigen Theilen der Insel findet man Gegenden, wo die Oberfläche der Erde minder fruchtbar ist, und zum Theil auch Haideland bildet, wie ich deren in der Gegend von Westkapelle gesehen habe. Die übrige Oberfläche der Insel besteht aus Dünen.

Einige glauben, dieser Darink oder diese Braunkohlen seyen durch das Meer ausgeworfen worden; wenn dies wirklich wahr wäre, so hätte diese Insel auf eine unbegreifliche Weise müssen erhöhet worden seyn, da die Braunkohlen-Schichten an vielen Stellen so sehr tief liegen. Da ich aber, meines Wissens, nirgends gefunden habe, daß diese Lage noch unter der gewöhnlichen Höhe der Ebbe ist, so will ich diesen Satz nicht weiter bestreiten. Sollte es aber nicht möglich seyn, daß das Meer, indem es durch den Sand, welcher unter dem Thongrunde gefunden wird, hindurch drang, gegen die unterste Lage desselben anprallte, sie einige Zolle tief durchfraß, und ihr die salzige Eigenschaft mittheilte, welche man so sehr an diesem Darink bemerkt. Man sollte diesen Brennstoff genauer untersuchen, als ich es zu thun im Stande war, um aus den Bestandtheilen desselben desto sicherer auf seine Entstehung zu schließen; mir schien es, als wenn derselbe nicht bloß aus erdigen Theilen bestehe, sondern auch mit Wurzeln von Haidegras vermengt sey, woraus sich dann schließen ließe, daß diese Schichten aus Rasenstücken am Ufer der zeeländischen Inseln entstanden seyen, welches die Fluten wegschwemmten, hierher brachten und dann mit Schlamme bedeckten.

Dem sey nun, wie ihm wolle, so ist es doch gewiß, daß diese Insel von einer Menge unterirdischer Kanäle durchschnitten ist, welche mit dem Meere in unmittelbarer Verbindung stehen. Man schreibt allgemein die Erdfälle an den zeeländischen Inseln vorzüglich dem Unterwühlen des Meeres und den unterirdischen Wassergängen zu, wodurch nicht allein die Ufer ausgewühlt, sondern auch der lockere Sandgrund, welcher unter der Thonschicht liegt, weggeschwemmt wird, so daß alsdann der obere Grund, gleich einem Gewölbe, bloß über dem Wasser liegt, und daß alsdann, wenn das Wasser abläuft, und dem obern Grunde alle Unterstützung fehlt, dadurch natürlicher Weise die Erdfälle entstehen müssen, die hier so häufig sind.

Da nun solche Erdfälle nicht nur an dem Rande der Meeresufer, sondern auch mitten im Lande entstehen, so folgt natürlich daraus, daß sich solche unterirdische Wasserkanäle bis mitten in die Insel hinein erstrekken, worunter auch solche seyn sollen, die süßes Wasser führen.

Aus den Ursachen, aus welchen man sich die Erdfälle erklärt, ist es auch leicht zu schließen, warum dieselben gewöhnlich immer nur längs der steilen Ufer der Insel an den inneren Kanälen, und so wenig längs der Außenseiten derselben Statt finden, wo der Strand sehr flach abläuft, oder an der Schutzwehren, die sich bis unter das Wasser der Ebbe erstrecken, das Land vor dem Unterwühlen des Meeres schützen, um so

mehr, da die Fluten immer gegen diese äußeren Ufer andrängen und sie auf diese Art unterstützen.

Wirklich ersehen wir auch aus den alten Chronikschreibern, daß diese Erdfälle, längs den Ufern der Schelde hin, vor Zeiten schröcklich gewesen sind, so daß man Veeren nur mit Mühe von seinem Untergange retten konnte; daß man kaum durch Dämme sich hier helfen konnte; daß Arnemuiden seinen Untergang solchen Unfällen zuzuschreiben hat; so wie auch dadurch mehrere nicht unbeträchtliche Strecken von dem gegen über liegenden Nord- und Süd-Beveland abgerissen worden sind.

Jetzt aber haben diese Erdfälle gar sehr durch die Verschlämmung der Gewässer längs der Insel hin und durch die Erhöhung des Meeresbodens am Ufer abgenommen, indem die Fluten jetzt nicht mehr freien Zugang zu dem festen Grunde der Insel haben.

Nach dieser Abschweifung über die Eingeweide der Insel kehre ich nun wieder zu der Oberfläche derselben zurück, um hier anzumerken, daß alles das, was Smallegange von der Fruchtbarkeit dieser Insel sagt, sehr wenig übertrieben ist. Das Ackerland ist ungemein schön; der Weizen wächst stark und dicht; man baut auch sehr viel Rübsamen und Kohlsaat.

Ich muß jedoch aber auch gestehen, daß, meines Dafürhaltens, die meisten Früchte, welche diese Insel

hervorbringt, nicht so schmackhaft sind, als die in anderen Gegenden unsers Vaterlandes, besonders gilt dieses von Aepfeln und Birnen, von welchen ich bemerkte, daß sie kraft- und saftloser sind, als irgendwo; auch schienen mir die Kartoffeln bei weitem nicht so gut zu seyn, als die aus andern Theilen von Zeeland; doch sind hiebei wohl auch Ausnahmen möglich.

Andere Früchte hingegen schienen mir noch besser zu seyn als die von derselben Art in Holland und Gelderland; hierher gehören besonders die Maulbeeren, die ich noch nirgends so groß und saftig fand.

Früchte, die ein warmes Klima erfordern, kommen hier auch besser und leichter zur Reife; dies habe ich an den Feigen, vorzüglich aber an den Melonen bemerkt, welche letztere hier in Menge wachsen, oft sehr groß werden und ungemein schmackhaft sind. Smallegange sagt, die hiesigen Melonen seyen von der gleichen Art mit den spanischen; welches dazu dienen mag, das zu bestätigen, was ich von der warmen Luft auf der Insel Walcheren gesagt habe.

Schöne hochstämmige Eichen findet man auf dieser Insel nicht; wenigstens habe ich keine anderen gesehn, als solche, die ganz verkrüppelt waren.

An mancherlei Arten von Thieren fehlt es hier auch nicht. Das St. Joosland, welches unstreitig der fruchtbarste Theil dieser Insel ist, wimmelt von

Enten; auch giebt es eine Menge wilden Geflügels. Nachtigallen bemerkte ich hier nicht. Ein gewisser Dichter sagt:

Proque tuis ubi carminibus Philomela canora
Turpis in obscoena rana coaxat aqua.

Ja warlich, diese letztere Musik fehlt hier nicht.

Die Kaninchen, diese schädlichen Bewohner der Dünen, sind hier, wie man mich versichert hat, nicht mehr so häufig, wie vormals.

Ratzen und Maulwürfe können auf dieser Insel nicht fortkommen; auch findet man wenige von den verwüstenden Insekten, welche oft die am meisten versprechenden Blüten zerstören. Maikäfer habe ich auch während meines Aufenthalts nicht gesehen. Unter den zahmen Thieren sind besonders die Pferde der Landleute zu bemerken; sie sind alle beinahe ohne Ausnahme plump und schwer; ich habe mehrere derselben gesehen, die im Verhältniße mit dem gewöhnlichen Pferde dasjenige sind, was der Esel gegen den Maulesel ist; sie sind kurzbeinig, und scheinen dies wegen ihrer dicken, hängenden Bäuche noch mehr zu seyn, als sie es wirklich sind; auch sind die Beine sehr plump und dick; dasselbe gilt auch von dem Halse, der gewöhnlich in gleicher Richtung mit dem Körper sich ausdehnt. Die Mähne ist grob und lang, und bedekt einen großen Theil des plumpen, niederhängenden Kopfes. Wie wenig Aehnlichkeit findet man zwischen diesen schwerfälli-

gen Geschöpfen und dem edeln Thiere, das Buffon uns so schön schildert! — Dennoch sind die hiesigen Leute so sehr für ihre Pferde eingenommen und besorgt, daß wenn irgend ein Land auf der Welt ist, wo die Pferde es besonders gut haben, dieses gewiß die Insel Walcheren ist.

Man kann diese Ausartung wohl nichts anderm, als dem sumpfigen und salzigen Grunde der Insel zuschreiben, und vermuthlich würden diese Pferde, wenn sie hier sich ganz unvermischt fortpflanzten, nach Verlauf einiger Generationen völlig unkenntlich werden.

Das Meer liefert hier eine so große Menge von Fischen, daß man sie am Ufer sogar mit Schaufeln fangen kann. Oft ist der Fang der Fische hier anmuthiger, als die Schmackhaftigkeit derselben.

Besonders werden Garneelen in großem Ueberflusse gefangen, und meistens nach der Rückkunft der Fischerschiffe, in diesen Fahrzeugen selbst gesotten, und sodann warm zum Verkaufe herumgetragen.

Austern findet man jetzt hier nicht, wohl aber eine Menge von Muscheln, die man in den Rändern und Löchern an den Dämmen fängt, und sogar in den Schiffsdocken der Städte, wo sie sich in die Verkleidung der Schiffe anhängen. Sie sind ein köstliches, schmackhaftes Essen für Liebhaber; Schade nur, daß ihr Genuß oft so gefährlich ist; denn man versichert, daß

diejenigen, welche sich an den Kupferüberzug der Schiffe anhängen, dadurch giftig werden; doch sind auch nicht selten die anderen Muscheln schädlich und gleichsam vergiftet, die man nicht an Schiffen, sondern in Löchern an den Dämmen findet. — Ein Naturforscher hat die Ursache davon auszuforschen sich bemüht, und gefunden, daß diese giftige Eigenschaft bloß von kleinen Seesternen herrühre, die zwischen die Schalen dieser Muscheln gerathen, welche folglich in Ermangelung derselben ganz unschädlich sind.

Drei und zwanzigster Brief.

Einwohner. Sitten.

Die Bewohner der Insel Walcheren sind, im Durchschnitte genommen, nicht von großer Statur; ihre Gesichtsfarbe ist nicht blühend; doch sind sie sehr stark, und besonders zur Schiffahrt geschickt. Ich glaube nicht unrichtig bemerkt zu haben, daß diejenigen dieser Insulaner, welche sich von der kleinen Fischerei längs den Küsten nähren, muthiger sind, und ein frischeres Ansehen haben, als die Land- und Sädtebewohner.

Was die Landleute betrifft, so sind mir die Beine derselben besonders aufgefallen; denn ob sie gleich überhaupt genommen nicht so fleischig sind, als unsre hol-

ländischen, gelderschen und friesischen Bauern, so sind doch ihre Beine verhältnißmäßig gar zu dünne. Unter den vielen Bauern, die ich zu sehen Gelegenheit hatte, fand ich auch nicht einen einzigen, der eine Ausnahme von dieser Regel gemacht hätte. Die Ursache davon konnte ich aller gegebener Mühe ungeachtet nicht ausforschen.

Was dabei noch das Auffallendste seyn möchte, ist die Bemerkung die ich machte, daß, so viel es mir schien, diese unverhältnißmäßige Dünne der Beine nicht so allgemein unter den Fischern von Arnemuiden sich findet.

Es würde überflüßig seyn, noch insbesondere von dem sittlichen Charakter und den Eigenschaften der Insulaner von Walcheren zu sprechen, da sie hierin von den übrigen Bewohnern unsers Königreichs wenig verschieden und eben so, wie alle anderen Holländer in den neueren Zeiten ausgeartet sind; doch findet man auch bei ihnen noch die Spuren von alten großen vaterländischen Tugenden, durch welche sich die Zeeländer vor Zeiten so sehr ausgezeichnet haben.

Den Bewohnern von Walcheren fehlt es weder an Geist noch an Lebhaftigkeit; davon dienen die berühmten Männer zum Beweise, welche diese Insel theils im Fache der Gelehrsamkeit, theils für das Kriegs- und Staatswesen hervorgebracht hat.

In Hinsicht der Lebensart und Sittlichkeit bilden

diese Insulaner den Uebergang von den Holländern zu den Brabändern. Dasselbe findet auch in Rücksicht der Sprache Statt.

Vier und zwanzigster Brief.

Allgemeine Bemerkungen über das Abnehmen der Dünen auf der Insel Walcheren.

Schon oben habe ich von dem Abnehmen der Sanddünen auf dieser Insel Einiges angemerkt, und meine weiteren Untersuchungen über diesen Gegenstand versparte ich auf den Schluß dieses Werkchens, um inzwischen noch mehrere Erkundigungen hierüber einzuziehen. Jetzt, da ich im Begriffe bin, diese Insel zu verlassen, will ich hier die Resultate meiner Bemerkungen kurz zusammenfassen.

Die Strömung, welche durch den Kanal zwischen England und Frankreich geht, läuft von der Ecke von Calais außen an den Bänken hin, in einem Abstande von anderthalb bis zwei Meilen von dem Ufer hin, in der Richtung von Ost-Nordoste, doch in gehöriger Weite von der Flamändischen Küste nordöstlich gegen Osten; so bleibt auch der Lauf desselben bis an die Ecke von Sluis, von wo derselbe in ostnordöstlicher Richtung wieder gegen die Insel Walcheren strömt, und überhaupt behält dieser Strom beinahe

immer dieselbe Richtung in Rücksicht aller unserer Küsten.

Wenn man einen aufmerksamen Blik auf die alten Zeeländischen Charten von dieser Insel und der Küste von Flandern wirft, so findet man, daß die Strömung, indem sie längs der Küste von Flandern fortgeht, sich in ihrem Laufe gerade an Blissingen bis nach Westkapelle und der Küste von Walcheren vorbeizieht; daß demnach ihre gröste Gewalt zwischen den beiden genanten Orten beginnen und weiter nordwärts immer zunehmen muß, da dieser Lauf hier einen Winkel von 90 Graden bildet.

Da nun der Strom diese Richtung, und die Insel diese Lage hat, und die ganze Nordsee hier dieselbe bestürmt, so war es natürlich, daß die Küste abnehmen mußte, und daß der Strom sich ein Ufer bildete, an welchem er parallel hinstreichen konnte.

Die Folge dessen war die Abnahme des Ufers weiterhin von Blissingen bis über Domburg hinaus, und so auch die Vernichtung der Dünen, die dort am Ufer hinlagen, und zu schwach waren, der Gewalt des Meeres zu widerstehen. Westkapelle und Domburg verschwanden, die ganze Nordküste nahm die Richtung des Laufs des Stromes, und der Ueberrest der Spize von Westkapelle würde eben so wohl auf diese Weise untergegangen seyn, wenn hier nicht die unermüdetste Arbeitsamkeit der Menschen und ihre Kunst den Fluten

des Meeres hinreichende Schranken entgegen gesezt hätten. Ganz gewiß würde die Vernichtung der ganzen Insel die Folge von der Wegspülung dieser Ecke gewesen seyn!

Da nun jezt die Mündung der Wester-Schelde so sehr erweitert ist, und dieselbe in einem stumpfen Winkel auf Westkapelle fällt, ja noch obendrein Alles, was innerwärts von Westkapelle lag, völlig weggeschwemmt ist, so kann man daraus schließen, welch ein beträchtlicher Theil dieser Insel in frühern Zeiten ein Raub der wilden Meeresfluten geworden seyn muß; wie viele große Veränderungen hier vorgegangen seyn müssen, und wie viel Mühe und Anstrengung es gekostet haben muß, den Ueberrest zu retten, der noch täglich von dem Meere bedroht und angetastet wird, welchem man jeden Schritt Landes abstreiten muß.

Von den Mitteln deren man sich bedient, um das Wegspülen der Dünen zu verhindern, habe ich schon oben gesprochen.

Bloß durch Dämme und vorspringendes Pfahlwerk kann man den Fuß der Dünen und den Strand vor den Fluten schützen. Die vorspringenden Pfahlwerke oder künstlichen Vorgebirge sind vorzüglich geschickt dazu, den Wellenschlag aufzuhalten, und besonders die Wegschwemmung des Strandes zu verhindern. Zu diesem Ende kann man sie nicht weit genug in das Meer hinein ziehen; auch muß man sie etwas weniger als rechtwinklich gegen die Strömung anlegen. Eben so

sollte man den Theil des Strandes oberhalb der Flut durch die wenigst kostbaren Mittel gegen den Wellenschlag zu verwahren suchen. Der Schaden, der hier verursacht wird, ist leicht auszubessern; auch wird der obere Theil der Dünen nie so bald abnehmen, wenn ihr unterer Theil hinreichend gesichert ist.

Man hat die Bepflanzung mit Bäumen als ein Mittel zur Bewahrung der Dünen vorgeschlagen; aber dieses ist theils unzureichend, theils unausführbar, sowohl weil die Abhänge der Dünen zu steil sind, als auch, weil auf der Seeseite der Sand am Ufer immer von dem Winde hin und her geworfen wird, und somit Bäume daselbst nicht wohl bestehen könnten, ja bei einem Sturme oder hohem Wogendrange gänzlich zu Grunde gehen müßten. Jede Pflanzung würde gegen das Stürmen und den Wellenschlag eines tobenden Meeres viel zu schwach seyn!

Wenn es nun auch mühsam, ja beinahe unmöglich ist, den Wirkungen der Natur hierin zu widerstehen; so ist es doch auf der andern Seite ein Trost, daß sie das, was sie mit der einen Hand wegnimmt, mit der andern reichlich wieder ersetzt. Wir sehen davon auch hier den Beweis. Das Meer nahm einige magere Sanddünen hinweg, und zum reichen Ersatze dafür schenkte es den gekränkten Inselbewohnern von Walcheren das schöne, fruchtbare St. Joosland, das noch täglich zunimmt.

Bayerische Staatsbibliothek München

Franz Steckeler
Buchbinderei
Höch[illegible] Do.

Speeleveldt, Theodorus

T. Speeleveldt's Mitglieds der Zeeländischen Gesellschaft der Wissenschaften, Briefe über die Insel Walcheren Aus dem Holländischen ü bersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet

Weimar 1810

It.coll. 85,A-41,1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10465737-2